XVII. Jahrg. Berlin, den 21. November 1908. Nr. 8.



Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:



Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.



Berlin, den 21. November 1908.

Gegen den Kaiser.

III.*)

Persönliches Regiment.

Armand Augustin Louis Graf von Caulaincourt, Herzog von Vicenza, steht, als Gesandter Napoleons, vor Alexander dem Ersten und spricht: „Konstantinopel ist ein so wichtiger Punkt, daß sein Besitz und die Dardanellenöffnung Eure Majestät zum zwiefach gesicherten Herrn des ganzen Handels mit der Levante, mit Indien sogar machen würde. Auf dieser Basis ist eine Verständigung nicht möglich." Der Zar antwortet: „Wenn die Türken fort sind, ist Konstantinopel nur noch eine Provinzstadt am Endpunkt des Reiches. Die Geographie will, daß ichs habe; gehörts einem Anderen, so bin ich in meinem Hause nicht mehr Herr. Und Ihr Kaiser wird zugeben, daß die Anderen nicht darunter leiden, wenn ich den Schlüssel zu meiner Hausthür habe." Caulaincourt: „Dieser Schlüssel öffnet und sperrt auch Toulon und Korfu; öffnet und sperrt den Welthandel." Alexander: „Man kann aber Bürgschaft dafür leisten, daß dieser Weg niemals und unter keinen Umständen dem Handel irgendeiner Macht geschlossen werden darf." Caulaincourt: „Solche Bürgschaft wäre werthvoll, wenn Eure Majestät ewig regirten; doch die Vorsicht gebietet, daß bei einem Abkommen, das den Weltgeschicken die Bahn weisen soll, der Kaiser seinem Reich jede erdenkliche Sicherheit verschafft. Wird der Nachfolger Eurer Majestät der Freund, der Bundesgenosse Frankreichs sein? Kann Eure Majestät dafür bürgen? Graf Rumanzow bemüht sich, Rußlands Zukunft für alle Fälle zu sichern. Bei allem guten Willen, das Eurer Majestät Angenehme und Nützliche zu thun, kann der Kaiser in einer Sache

*) S. „Zukunft" vom siebenten und vom vierzehnten November 1908.

von dieser Bedeutung nicht die Interessen Frankreichs opfern." Alexander: „Ich wünsche nichts sehnlicher als die Verständigung. Wenn Ihr aber den größeren Theil nehmt und alle Folgen dieses weltgeschichtlichen Ereignisses für Euren Vortheil wirken, muß ich wenigstens den Nutzen haben, den die Geographie mir giebt. Der ist übrigens viel kleiner, als Ihr denkt. Der Kaiser kann die Dardanellen nicht für sich wollen. Will er sie einer Macht geben: warum nicht mir? Welchen Schaden brächte es ihm?" Caulaincourt: „Eure Majestät wäre dann vor der Thür von Korfu und Toulon." Alexander: „Lange nicht so nah wie Ihr der Thür von Portsmouth und England den Thüren von Brest und Cherbourg." Caulaincourt: „Deshalb sind wir auch Rivalen; selbst in Friedenszeit. Vielleicht werden wir nie befreundet, sicher nie Bundesgenossen sein. Eure Majestät wünscht doch, daß wir Freunde bleiben. Das ist nur möglich, wenn der Nutzen des Einem dem Anderen nicht schadet. Nach der Absicht des Ministers Grafen Rumanzow soll Rußland die eigentliche Levantemacht werden; was es da an neuem Landbesitz erwirbt, wird mit dem weiten Zarenreich fest verbunden. Das Gleichgewicht, das den Frieden erhält, hört dann auf. Frankreich an den Dardanellen, selbst in Konstantinopel: davor braucht Niemand zu zittern. Für Frankreich wäre es ein ferner Besitz, Etwas wie eine Kolonie. In Rußlands Hand wäre dieser Besitz eine Gefahr." Alexander: „Ich kann mein Reich nicht in unbequemere Lage bringen, als sie ihm durch die Nachbarschaft der Türken bereitet ist. Wenn Frankreich die Dardanellen hat, verliere ich, mag auch Konstantinopel russisch sein, mehr, als ich gewinne." 1808. Das Gespräch läßt die Standpunkte und Pläne der Gegner klar erkennen, die einander ihre Freundschaft betheuern. Weder Frankreich noch Rußland soll über die Meerengen herrschen; und noch weniger solls, nach Beider Willen, England. Was sonst aus der Türkei wird: diese Nebenfrage erregt nirgends die Geister der Staatsmannschaft. Keine Großmacht bekennt sich für den Islam; keine will für seine Erhaltung, sein ungehemmtes Fortleben auf Europas Boden die schwere Bürgschaft übernehmen. Auch der Korse nicht. Im ersten Aerger über die londoner Parlamentsreden hat er versucht, den Zaren, den der gekrönte Parvenu Monsieur mon frère nennen darf, in ein Bündniß gegen England zu locken. „Nur großes, weitausblickendes Handeln kann uns noch den Frieden sichern und unser System festigen. Eure Majestät muß die Kopfzahl und die innere Kraft des russischen Heeres mehren. Was ich an Beistand leisten kann, leiste ich gern und aus redlichem Herzen. Denn ich hege gegen Rußland nicht Eifersucht, sondern wünsche ihm Ruhm, Glück und ein erweitertes Machtgebiet. Wir hätten, Beide, lieber friedliche

Tage in unseren weiten Reichen verlebt und uns bemüht, sie durch die Künste und durch die Wohlthaten der Verwaltung noch mehr zu beleben und zu beglücken. Doch die Feinde der Welt wollen es nicht. Wider unseren Willen müssen wir größer sein. Weisheit und Politik rathen, den Befehl der Vorsehung auszuführen und dem unwiderstehlichen Gang der Ereignisse zu folgen. Dann wird das Pygmäengewimmel, das nicht einsehen will, daß den Vorgängen von heute ähnliche nur im Buch der Geschichte, nicht in den Zeitungen des vorigen Jahrhunderts zu suchen sind, sich endlich beugen und die von Eurer Majestät und von mir befohlene Bewegung mitmachen: und die Völker Rußlands werden sich des Ruhmes, des Wohlstandes, des Glückes als des Ertrages so großer Ereignisse freuen. Vielleicht wars ein Bischen Kleinmuth, der uns Beide trieb, einen sicheren Besitz einem besseren Zustand vorzuziehen; doch da England nicht will, müssen wir uns in die Erkenntniß gewöhnen, daß die Epoche der großen Wandlungen und des großen Geschehens gekommen ist." Der Plan wurde nicht ausgeführt, die Türkei nicht getheilt, weil Rußlands und Frankreichs Interessen im europäischen Orient schon damals unvereinbar waren. Aber Bonaparte hatte das Recht, solchen Plan zu entwerfen und mit dem Einsatze seiner Person zu vertreten. Denn er fühlte, daß England Alles an den Versuch wagen würde, ihn unschädlich zu machen; und er durfte auf festerem Grund als der Sonnenkönig sprechen: „Der Staat bin ich." (Der aus den Gewittern der Jakobinerrevolution gerettete Staat, dem der Caesar aus Ajaccio die Form gab.) Das durfte selbst der Russenzar nicht. Begnügte sich meist auch damit, seines Ministers Rede majestätisch zu wiederholen.

Dreiunddreißig Jahre danach wird, unter Palmerstons Auspizien, der Meerengenvertrag geschlossen. Die Unantastbarkeit der Türkei ist nun schon „politisches Axiom"; die Meerengensperre scheint auch in Friedenszeit den fünf Großmächten nöthig. Auf Preußens Thron sitzt Friedrich Wilhelm der Vierte, von dem David Friedrich Strauß gesagt hat: „Ein berliner Philosoph hat ihn neulich einen historischen Geist genannt. Mag ihm der Geist der Geschichte eine solche Lästerung vergeben! Aber so viel ist richtig: Jener Fürst war recht eine Verkörperung des neunzehnten Jahrhunderts, sofern es das achtzehnte verleugnet. Ueberfluß an Geist, aber Mangel an Menschenverstand; Gefühl nur gar zu viel, aber Charakter doch gar zu wenig; mehr Edelmuth als Rechtlichkeit; Andacht ohne Ernst der Gesinnung; vornehme geschichtliche Liebhaberei ohne gesunden geschichtlichen Trieb, ohne die Lust und die Kraft, von dem Blättern in dem bunten Bilderbuch der Vergangenheit hinweg einen männlichen Schritt in die Zukunft hinein zu thun. Und kann man denn einen

Geist historisch nennen, der zwar das Mittelalter zu verstehen und zu lieben meint, aber das Zeitalter Friedrichs und Josephs, der deutschen Vernunftkritik und der französischen Staatsumwälzung verkennt, ja, selbst an einem Luther und Calvin eigentlich nur von ihrer rückwärts, dem Mittelalter zugekehrten Seite sich angesprochen fühlt? Es gehört zu den unwillkürlichen Verdiensten, deren der romantische König sich manche erworben hat, selbst der blödesten Fassungskraft gezeigt zu haben, wohin unser Jahrhundert mit solcher Verleugnung des achtzehnten kommt. Verdumpfung und begonnene Fäulniß auf allen Gebieten, in Staat und Kirche, Schule und Wissenschaft, war das Erbe, das die Regirung Preußens antrat." Ungefähr eben so hat, aus anderer Weltanschauung, Treitschke über den König geurtheilt. „Zu allem Herrlichen schien er geboren; verschwenderisch hatte ihm die Natur Kopf und Herz ausgerüstet; nur jene einfachen, massiven Gaben, die den Staatsmann ausmachen, blieben ihm versagt. Ihm fehlte der Sinn für das Wirkliche, der die Dinge sieht, wie sie sind, und der geradaus das Wesentliche treffende schlichte Menschenverstand. Wie schwer fiel es doch diesem Künstler der Rede, dessen gesprochenes Wort so Viele bestach, in seinen Denkschriften und Briefen bestimmt zu sagen, was er eigentlich wollte! Durch gehäufte Ausrufungzeichen und zwei- und dreifache Unterstreichungen suchte er zu ergänzen, was er trotz seiner seltenen Sprachgewalt nicht ausdrücken konnte; der klare Geist bedarf solcher Krücken nicht, weil er durch den Bau seiner Sätze den Leser zwingt, die Worte richtig zu betonen. Ihm fehlte auch die frische Kraft des Wollens. In sorgloser Heiterkeit schritt er durch das Leben; kraft der Weihe seines königlichen Amtes, kraft seiner persönlichen Begabung glaubte er, alle Welt weit zu übersehen, und es gefiel ihm zuweilen, seine Absichten in ein ahnungvolles Dunkel zu hüllen, durch halbe, unklare Worte die kleinen Sterblichen in Verwirrung zu setzen. Ohne durchgreifende Willenskraft, ohne praktischen Verstand, bleibt er doch ein Selbstherrscher im vollen Sinn. Niemand beherrschte ihn; aller Glanz und alle Schmach seiner Regirung fiel auf ihn selbst allein zurück. Auf den Widerspruch seiner Räthe ließ er wohl einen Lieblingplan plötzlich fallen und dann schien es eine Weile, als ob die Gedanken in diesem unruhigen Kopfe wechselten wie die Bilder im Wandelglas: bis sich endlich mit einem Mal zeigte, daß der König an seinem ursprünglichen Plan mit einer seltsamen stillen Zähigkeit festgehalten hatte und trotz Allem, was dazwischen lag, zu ihm zurückkehrte. Er gab nichts auf und setzte wenig durch."
Wenig auch von seinen Orientplänen. Das Bisthum Jerusalem, das an geweihter Stätte für die Union der Christenkirchen zeugen sollte (und von den

Liberalen früh als das unhaltbare Werk „diplomatischer Romantik" verspottet wurde), kümmerte ein Halbjahrhundert lang hin und mußte schließlich dem Britenanspruch geopfert werden. Und dieser Wahn des Königs hatte Preußen in Kriegsgefahr gebracht, aus der nur ein unrühmlicher Rückzug es retten konnte. Die Zeit des persönlichen Regimentes war eben verstrichen und die Volksstimme heischte ihr Recht. Die wollte Friedrich Wilhelm nicht hören. Zwar pries er die britische Freiheit; mochte sie seinen Preußen aber nicht gewähren. Die führte sein Königswink herrlichen Tagen entgegen. Vergebens warb er in schimpflicher Demuth um Englands Liebe; suchte vergebens sich der modernen Weltanschauung der kühlen Kaufleute anzupassen, die in den Hauptstädten der Westmächte die Geschäfte besorgten. Der Enttäuschung entwuchs die Wuth; und der Wüthende ist bald vereinsamt. Im Orient und im Occident hat Friedrich Wilhelm nichts erreicht. „Preußen stand in der diplomatischen Welt so einsam wie seit Jahren nicht. Sein König hatte verstanden, in kurzer Zeit die alten Freunde Oesterreich und Rußland mit Mißtrauen zu erfüllen; er hatte mit seinen Freundschaftwerbungen in England wenig Anklang gefunden. Und kaum war die Kriegsgefahr vorüber, so bemerkt man bald, daß Preußen jetzt auch an den kleinen deutschen Höfen weniger geachtet war als einst unter dem alten König. Die ruhige Würde des Vaters erweckte Vertrauen, die bewegliche Geschäftigkeit des Sohnes Zweifel und Argwohn." So weit wars, nach Treitschkes Urtheil, schon im Jahr 1843. Drei Jahre nach dem Rausch des Huldigungfestes. Am fünfzehnten Oktober 1840 steht, auf dem in Gold und Purpur prangenden Anbau des Schlosses, vor dem Thron der König und spricht zu dem Volk, das die mit Flaggentuch geschmückten Tribünen füllt und aus den Fenstern, von den Dächern auf ihn blickt: „Wollen Sie mir helfen und beistehen, die Eigenschaften immer herrlicher zu entfalten, durch welche Preußen mit seinen vierzehn Millionen den Großmächten zugesellt ist, nämlich: Ehre, Treue, Streben nach Licht, Recht und Wahrheit, Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft? Wollen Sie in diesem Streben mich nicht verlassen noch versäumen, sondern treu mit mir ausharren durch gute wie durch böse Tage: o, dann antworten Sie mir mit dem klarsten, schönsten Laute der Muttersprache, antworten Sie mir ein ehrenfestes Ja!" Aus abertausend Kehlen dröhnt der erbetene Laut über den Schloßplatz. Und der König jauchzt auf: „Dieses Ja war für mich! Das ist mein Eigen! Das lasse ich nicht! Das verbindet uns unauflöslich in gegenseitiger Liebe und Treue! Das giebt Muth, Kraft, Getrostheit! Das werde ich in meiner Sterbestunde nicht vergessen!" Schon ein Jahr danach gehen Jacobys „Vier Fragen, be-

antwortet von einem Ostpreußen", durchs bang schweigende Land. Wieder zwei Jahre: und der König ist in Preußen, ist in Europa vereinsamt. Seine Schuld? Die Folge des persönlichen Regimentes, gegen das drinnen und draußen der Genius der Volkheiten sich aufbäumt? Er wills nicht glauben. Kann nicht. Hält sich für verkannt, für mißverstanden und schnöd verleumdet. (Bunsen fragt: „Wenn man ihn verstände, wie könnte man ihn begreifen?") Noch im Juni 1847 schreibt er, im Zorn über die widerspenstigen „Unterthanen", an den Rand eines Berichtes: „Ungezogene Kinder zur rechten Zeit die Ruthe fühlen zu lassen, ist schon durch Salomon und Sirach empfohlen." So lange währt die Verblendung. Acht Monate danach muß, im abgesperrten, spärlich erhellten Palast dieselbe Hand hastig die Todesurkunde des preußischen Absolutismus schreiben:

An meine lieben Berliner!

Durch mein Einberufung-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesammten deutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel, mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten, nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße, als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis ins Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapferen und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, mußte der Platz durch Kavallerie im Schritt und mit eingesteckter Waffe gesäubert werden und zwei Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst, Gottlob: ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewußt hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rachegedanken um vermeintlich vergossenes Blut erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königsstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die nothwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt, ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem, was Euch heilig ist, den unseligen Irrthum! Kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barrikaden, die noch stehen, hinweg und entsendet an mich Männer, voll des echten alten berliner Geistes mit Worten, wie sie sich Eurem Könige gegenüber geziemen: und ich gebe Euch mein Königliches Wort, daß alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit, beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins, und vergesset das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft willen, die unter dem Friedens-Segen Gottes für Preußen und durch Preußen für Deutschland anbrechen wird.

Eure liebreiche Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr lei-

dend darnieder liegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den meinigen. Geschrieben in der Nacht vom achtzehnten zum neunzehnten März 1848.

Friedrich Wilhelm.

Fünfzig Jahre später. Rußland hat vorgeschlagen, den Prinzen Georg von Griechenland zum Gouverneur von Kreta zu ernennen. Auf diesem Posten, hat Abd ul Hamid erwidert, werde er nie einen Fremdling dulden. Dennoch wird, als in Kandia der Britenkonsul während eines Straßenkampfes von wüthenden Musulmanen getötet worden ist, die fremde Besatzung auf Kreta verstärkt und die Pforte gezwungen, ihre Truppen von der Insel zurückzuziehen. Am dreißigsten Oktober 1898 spricht in Bethlehem der Deutsche Kaiser zu den evangelischen Pfarrern: „Auf die Mohammedaner kann nur das Leben der Christen Eindruck machen. Daß sie vor dem christlichen Namen keine Achtung haben, kann ihnen kein Mensch verdenken. Politisch reißt man, unter allen möglichen Vorspiegelungen, ein Stück nach dem anderen von ihnen weg, wozu man gar keine Berechtigung hat." Acht Tage danach antwortet er in Damaskus auf die Ansprache des Scheichs: „Angesichts der Huldigungen, die uns hier zu Theil geworden sind, ist es mir ein Bedürfniß, für den Empfang zu danken, für Alles, was in allen Städten dieses Landes uns entgegengetreten ist, vor Allem zu danken für den herrlichen Empfang in der Stadt Damaskus. Tief ergriffen von diesem überwältigenden Schauspiel, zu gleicher Zeit bewegt von dem Gedanken, an der Stelle zu stehen, wo einer der ritterlichsten Herrscher aller Zeiten, der große Sultan Saladin, geweilt hat, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der oft seine Gegner die rechte Art des Ritterthumes lehren mußte, ergreife ich mit Freuden die Gelegenheit, vor allen Dingen Seiner Majestät dem Sultan Abd ul Hamid für seine Gastfreundschaft zu danken. Möge Seine Majestät der Sultan und mögen die dreihundert Millionen Mohammedaner, welche, auf der Erde zerstreut lebend, in ihm ihren Khalifen verehren, Dessen versichert sein, daß zu allen Zeiten der Deutsche Kaiser ihr Freund sein wird." Zu allen Zeiten. Das ist ein festes Versprechen. Drei Wochen vorher ist das Gerücht von einem anglo-deutschen Vertrag durchgesickert und der Reichskanzler hat den Wunsch der Kolonialgesellschaft (die für Krügers Transvaalstaat fürchtet), den Wortlaut zu veröffentlichen, mit der Berufung auf „feststehende diplomatische Gepflogenheiten und wichtige politische Rücksichten" abgelehnt. Krisenstimmung. Nikolai Alexandrowitsch hat die Abrüstung empfohlen. Bei Faschoda wird eine neue Reibungfläche zwischen England und Frankreich sichtbar.. Hat das Deutsche Reich wirklich den Briten Südafrika sammt der Delagoabai überlassen, dann ist Frankreichs Kolonial-

macht bedroht; wird die Republik die Folgen der Unklugheit spüren, die, als Hanotaux gefallen war, den deutschen Vorschlag einer Verständigung über die ostasiatischen Fragen unbeantwortet ließ. Chamberlain rühmt in Wakefield das neue anglo-deutsche Abkommen als einen wichtigen Erfolg der Unionistenregirung und versichert die „deutschen Freunde", daß England ihnen nie zumuthen werde, für englische Interessen Opfer zu bringen. Schon am Lordmayorstag aber erwähnt Salisbury in der Guildhall die Freundschaft mit Deutschland nicht mehr; erinnert er an die Möglichkeit eines um das Türkenerbe entbrennenden Krieges, für die Britanien seine Seemacht stärken müsse. Was ist geschehen? Der Deutsche Kaiser ist als Triumphator durch das Osmanenreich gezogen und hat dem Islam ungefährdetes Leben verbürgt.

Persönliches Regiment. Kaum Einer hatte gewußt, welches Unheil da wuchs. Einer, ders ahnte, stöhnte, als der Plan der Orientreise auftauchte, im Sachsenwald, seine Trompete sei leider durchschossen; sonst hätte er mit letzter Lungenkraft noch das alte Warnerlied wieder geblasen. Und wäre gewiß wieder nicht gehört worden. Hier wurde gefragt, ob man wirklich glaube, daß die Westmächte still zuschauen werden, wenn der Deutsche Kaiser versuche, im Orient alle anderen Herrschergestalten zu überstrahlen; ob der Papst nicht für sein Protektoratsrecht, Oesterreich-Ungarn für seinen Balkanhandel fürchten werde. Vergebens. Hundert Posaunen preisen die hohe Bedeutung der Reise. „Auf Allerhöchsten Befehl" wird, als kehre ein vom Sieg gekrönter Kreuzritter heim, ein feierlicher Einzug veranstaltet. Am ersten Dezembertag steht Herr Kirschner barhäuptig, trotz schlechtem Wetter, am Brandenburger Thor, reckt die Denkerstirn in die Höhe des Pferdekopfes und giebt, im Namen der „braven Bürgerschaft", dem Dankgefühl und dem Huldigungbedürfniß der Reichshauptstadt mannhafte Worte. Fünfzig Jahre nach Achtundvierzig; und Wilhelm nennt, wie der Großohm, die Stadtgenossen „meine lieben Berliner". In der Thronrede wird die Reise ausführlich erwähnt; wird auch gesagt, dem Deutschen Kaiser (dessen Titel und Macht doch nicht aus den Wolken, sondern aus der versailler Spiegelgalerie stammt), sei „die Gewalt von Gottes Gnaden verliehen". Wie in der Zeit, da Zions Herrlichkeit durch den Traum Friedrich Wilhelms spukte. Um die aufhorchenden Westmächte rasch zu beruhigen, versichert Graf Bülow, der Staatssekretär, im Reichstag, die Orientreise habe nicht die „ihr untergeschobenen Motive und Ziele" gehabt. „Deutschland hat im Orient keine direkten politischen Interessen." Zu den Reden von Bethlehem und Damaskus stimmt die neue Tonart nicht. Dahinter steckt Etwas, denkt man in London; denkts in Paris. Vergessen

ist die Glückwunschdepesche, die Wilhelm prompt nach Kitcheners Sudansieg an die Großmutter sandte; ist alle Artigkeit, die er eifernd Franzosen erwies. Delcassé klopft, noch mit schüchternem Finger, bei Salisbury und Curzon an. „Seht Ihr nicht, was Euch bevorsteht? Uns Allen? Um die Liebe der Muselmanen wirbt der Imperator, weil er will, daß sie in der seinem Trachten günstigen Stunde die britische Herrschaft vom Erdball abschütteln. Die Bagdadbahn, für die er sich wie ein Aufsichtrathsmitglied oder ein anderer Acquisiteur eingesetzt hat, soll ihm den trockenen Weg nach Indien sichern. Und daß der hastige Flottenbau nicht von der Nothwendigkeit des Handelsschutzes geboten ist, brauche ich Euch nicht erst zu beweisen." Wo die Wuth über Wilhelms Telegramm an Paul Krüger nachzittert, muß solche Warnung wirken. Durch die Dreyfuskrisis und den Burenkrieg wird die Entwickelung verzögert. Englands Mißtrauen ist aber nie mehr geschwunden. Auch nicht, als der Enkel der Großmutter den Plan zur Vernichtung der Buren geschickt und ausgeplaudert hat, daß Rußland und Frankreich ihn in einen antibritischen Concern ziehen wollten. Nie wieder. Die Mächte, von denen 1808 Caulaincourt gesagt hatte, sie könnten niemals Bundesgenossen werden, und die noch bei Faschoda, noch in den Tagen bei Ladysmith und Mafeking unversöhnbar schienen, befreunden sich, verloben sich gegen die „deutsche Gefahr". Weil der Deutsche Kaiser Poseidons Dreizack und das Weltarbitrium für sich geheischt, die Buren zum Kampf ermuntert, die gelbe gegen die weiße Menschheit aufgestachelt, nach ostasiatischem Besitz die Hand gestreckt, sich den Admiral des Atlantischen Ozeans genannt, im Khalifat und im Scherifenreich die Rolle des Islamretters an sich gerissen hat. Nur deshalb... Persönliches Regiment.

Dessen Werk war die franko-russische, die franko-britische, die anglorussische Verständigung. Was unmöglich schien, wurde Ereigniß. Todfeinde verscharrten den alten Haß und schworen einander Treue. Wer trieb sie in so seltsame Bundesgenossenschaft? Warum sah ein Reich, das Tag vor Tag seine friedliche Absicht betheuerte und von keiner Beute je einen saftigen Fetzen erschnappte, sich plötzlich auf allen Seiten von Feindschaft umringt? Weil das Haupt dieses Reiches zu oft den Mund geöffnet, zu oft mit der Ankündung großer That, mit Verheißung, Drohung, Werbung den Erdkreis beunruhigt hatte und weil schließlich Jeder die Einkreisung des Ruhestifters wünschte. Daß dieser Kreis nicht undurchdringlich ist, zeigt sich, als das Meerengenrecht wieder streitig wird. Den Russen ist, als Entschädigung für die in der Straße von Tschili und am Persischen Golf bestattete Hoffnung, die Oeffnung der Dardanellen zugesagt. Von Eduard; der in Makedonien und am Goldenen Horn den Tür-

ken zeigen will, daß sie von dem Deutschen Kaiser nicht mehr zu erwarten haben als die Marokkaner. Alles ist fertig und abgemacht: da stürmen die am Trog der Westmächte gemästeten Jungtürken ans Ziel und der Osmanenstolz flackert in so dicken Feuergarben auf, daß die drei Verbündeten fürchten, beim Zugreifen sich die Finger zu verbrennen. Rußland muß warten. Und auf Albions Gewinnkonto ist einstweilen nur der deutsche Prestigeverlust zu buchen. Schon aber naht eine neue Ueberraschung. Franz Ferdinand und Aehrenthal haben das Fürchten nicht gelernt. Da Rußland warten muß, können auch sie auf den Sandschak und auf Saloniki fürs Erste verzichten; stecken aber Bosnien und die Herzegowina ein. Britania kreischt zornig auf; weil sie fühlt, daß ein gesichert scheinendes Geschäft ihr zu entgleiten droht. Wird Rußland geduldig bleiben, der heißen Welle der Slavenwuth sich entgegenstemmen, wenn Oesterreich-Ungarn draußen die Serbensaat zerstampft und sich als souveraine Balkangroßmacht vor die Türkenthür setzt? Kann die Verschiedenheit der Interessen nicht das fein gesponnene Netz der Verträge lockern? Britania muß laut kreischen: sonst wittern die Kontrahenten Verrath; glauben die Enttäuschten, Eduard sei in Ischl oder Marienbad Mitwisser des wiener Planes geworden. Rußland will eine schwache, Frankreich eine starke Türkei; denn in Frankreich liegen ungefähr vier Milliarden Turbanwerthe und große Posten anderer Balkanpapiere. Wo England gern die Kriegsfurie losgekettet sähe braucht, in Südosteuropa, die Französische Republik friedliche Ruhe. Löst sich der neue Dreibund so schnell? Zuerst versucht man, Deutschland von Oesterreich wegzulocken. Doch Herr Iswolskij ist allzu täppisch; und Fürst Bülow hat die Konjunktur erkannt. Oesterreich vertritt auf dem Balkan unser Interesse; nicht aus Gefälligkeit, nicht etwa als „brillanter Sekundant" (solcher Dienst würde nicht dauern), sondern, weil das Dehnungbedürfniß die Doppelmonarchie zwingt, den Mächten unbequem zu werden, die Deutschland einkreisen wollten. Nur ein Blinder würde in dieser Stunde den Wien mit Berlin verbindenden Draht durchschneiden. Herr Iswolskij wird in der Wilhelmstraße mit Kalter Küche bewirthet und muß dem londoner Mandanten melden, daß zwischen den verbündeten Kaiserreichen jetzt nicht Zwietracht zu stiften ist. Zum ersten Mal bekommt Deutschland wieder Luft; hellt sich über ihm der Himmel. Frankreich, das Greys Kongreßplan durch die Publikation vereitelt hat, muß, als Türkengläubiger, die austro-deutsche Orientpolitik in dieser Stunde der britischen vorziehen. Kommt der große Spieler im Buckinghampalast um seinen Gewinn? Das darf nicht sein. Noch hat er die stärkste von seinen Künsten nicht angewandt. Das dreimal glühende Licht wirkt sicher. Wil-

helms Tischreden werden im Daily Telegraph veröffentlicht: und schnell ist der Kreis wieder geschlossen. Rußland, Frankreich, die Niederlande, China, Japan, Australien, die Afrikander, Amerika selbst wenden sich in wildem Grimm gegen den Deutschen Kaiser; und der Grimm wandelt sich bald in Hohn. Als den schwersten Anschuldigungen der verdammende Spruch gefolgt ist, fragen die Briten noch spöttisch, wem sie denn nun glauben sollen: dem Guildhall-redner, der betheuert hat, daß die deutsche Nation ihres Kaisers Liebe zu England theile, oder dem Gast auf Highcliff, der, noch im selben Monat, die Mehrheit der deutschen Landsleute der Feindschaft gegen England anklagte.

Der Kreis ist wieder geschlossen. Gemeinsamer Widerwille ist stärker als die Sucht nach Augenblicksvortheil. Alle mißtrauen dem Deutschen Kaiser; aus allen Ecken züngelt der Hohn nach ihm: und wir haben keine Waffe, die ihn wirksam vertheidigen könnte. In den skandinavischen Ländern sogar ist offiziös erklärt worden, seit man Wilhelm so kenne, wie er sich in der Interview selbst dargestellt habe, müsse man von ihm abrücken und in den Britenconcern eintreten. Und der Islam? Abd ul Hamid und Abd ul Aziz wissen, was berliner Rede werth ist. Muley Hafid ist noch nicht anerkannt; trotzdem wirs vor neun Wochen stürmisch forderten. Der englische Premierminister verspricht den Franzosen Hilfe für den Fall naher Fährniß. Und Sir Ernest Cassel, Eduards Freund und Freundinherberger, besorgt in Paris das neue Türkenanleihegeschäft. Das eine Beispiel zeigt den sichtbaren Segen des persönlichen Regimentes. Jedes der zwanzig Unheilsjahre, die hinter uns liegen, hat ihn jedem wachen Auge gezeigt. Warum ist Deutschland, das, trotz seiner Kraft, in dieser Zeit Keinem auch nur das winzigste Stück genommen hat, vereinsamt und ringsum gehaßt? Weil es sich von dem unsteten Willen eines Kaisers lenken ließ, der keinen Blutstropfen eines Staatsmannes in sich hat. Neun Zehntel aller Schwierigkeiten, die das Reich hemmen, hat die persönliche Politik dieses Kaisers bewirkt. Sie zu enden, ehe von ihr, wie Bismarcks trüber Blick ahnte, das Reich zerstört ward, ist nationale Pflicht. Bonaparte hatte sich mit dem Schwerte den Weg auf den Thron gebahnt und zwar nicht den Landbesitz, doch den Phantasieschatz und den Kriegerruhm eines nach Anerkennung dürstenden, kaum der Lilienkron entlaufenen Volkes für die Dauer gemehrt. Dem Lande, das er allein vor den Bütteln Europens zu schützen vermochte, durfte er, so lange die Schlachtenfortuna ihm lachte, den Willen seines hemmungslosen Genius aufzwingen. Friedrich Wilhelm der Vierte war ein schwächlicher Schöngeist, der den starken Mann spielen wollte und dessen krankes Hirn wähnen mochte, Fritzens Preußen sei für die Freiheit noch nicht

reif. Wilhelm der Zweite, der vierzig Jahre nach der Revolution auf den Zollernthron kam und im Reich kein Monarch ist, hat der Nation nie Nützliches geleistet und für seinen Willen dennoch die höchste Geltung verlangt. Nun sieht er die Ernte. Wenns ihn, nach allem Geschehenen, möglich dünkt, wird er die Krone auf seinem Haupt behalten. Doch niemals wieder darf an seinem Willen das Schicksal des Deutschen Reiches, deutscher Menschheit hängen.

Gerichtstag.

Daß es so nie wieder werden dürfe, ist im Reichstag nicht deutlich genug ausgesprochen worden. Anständige Reden. Staunend blickten die Fremden von den Tribünen herab. Wer sich um so großen Gegenstand regt, Der, hatten sie gedacht, kann nicht so gelassen, so ohne Temperamentsfarbe sprechen wie ein Budgetkritiker. Nun erlebten sies dennoch. Leidenschaft und Persönlichkeit lassen sich nicht herbeizaubern. Wir müssen mit der unverwischbaren Thatsache zufrieden sein, daß kein einziger vom deutschen Volk abgeordneter Mann gewagt hat, den Kaiser zu vertheidigen. Alle haben ihn schuldig gesprochen: Adelige, Bourgeois und Proletarier (nur der Herzog von Trachenberg sprach auch diesmal wieder wie Einer, der sich in Bereitschaft halten will, und nöthigte dadurch seine Fraktion, ihm den minder behutsamen Freiherrn von Gamp ins Gefecht nachzuschicken); und als der kluge Herr von Heydebrand, der in Preußen selbst fast ein König ist, gesagt hatte, lange schon habe im Volke sich der Unmuth über das kaiserliche Wesen und Handeln angesammelt, war für die Majestät nichts mehr zu hoffen. Daß am zweiten Tag das Hohe Haus wieder von der leidigen Lachluft und Witzelsucht gepackt wurde, war zu bedauern. Muß man in jeder Stunde lachen, weil die Zunge eines Kollegen ein paar Konsonanten verwechselt? Herr von Kiderlen, den an Praktikerbegabung und an Jägerwitterung reichsten unserer Diplomaten, einen Mann, der wohl längst Botschafter wäre, wenn ihn der edle Liebenberger nicht beim Kaiser verklatscht hätte, wie einen Tölpel begröhlen, weil er eine häßliche Weste trägt, der Schwabenmundart sich nicht entwöhnt hat und sich in die undankbare Pflicht locken ließ, in dieser Debatte das Auswärtige Amt zu vertheidigen, dessen Arbeit er seit vierzehn Jahren doch aus dem Auge verlor? Ein Parlament, das einem Kaiser imponiren will, müßte sich besser in Zucht halten. Allzu harte Rüge könnte aber das Ansehen des Volkshaufens schmälern, das wir jetzt mehr als je brauchen. Die Kaiserkrisis hat erst begonnen und ihr Ernst verpflichtet uns, alle zur Mitwirkung am Reichsgeschäft berufenen Faktoren, Kanzler, Bundesrath, Reichstag, zu stärken, so lange sie zu muthiger That entschlossen scheinen. Und besser

ists immerhin ja geworden, seit Eugen Richter bei seinem Sturmlauf gegen die kaiserliche Allverwaltung vor Boettichers blaß bebenden Lippen vereinsamt blieb. Viel besser. Heute spürt Jeder, daß dem Vaterlande die Gefahr droht, in den jämmerlichen Zustand zurückzusinken, wo es (nach dem Wort des treuen Görres) „auf einer Seite wie vom Schlagfluß gelähmt ist, auf der anderen im Veitstanz sich bewegt und, während die eine Hälfte asthenisch in dumpfen, leeren Träumen brütet, die andere hypersthenisch in phantastischen, ausschweifenden Delirien sich abmüdet". Daß die Wahrheit endlich aus den letzten Schleiern geschält werden muß, damit dem jungen Reich die Monarchentragoedie erspart bleibt, die das Kunstgebild aus Menschenhand nicht so leicht überstünde wie der Leib des alten, einheitlichen, im Wesenskern gesunden Preußenstaates. Wir sind weiter gekommen; viel weiter, als noch unterm Herbstmond zu hoffen war. Alle Parteien haben den Kaiser schroff getadelt. Der Kanzler hat gesagt, daß durch die Interview Wilhelms „großer Schade", „eine verhängnißvolle Wirkung", „ein Unglück" entstanden sei und daß der Kaiser sich fortan die Zurückhaltung auferlegen müsse, „die für eine einheitliche Politik, für die Autorität der Krone eine unerläßliche ist". Seit den Tagen der Stuarts ward einem Gekrönten Aehnliches kaum je mehr angethan.

Der Reichstag hat endlich wieder von der Nation Dank verdient; und man sollte nicht länger mit ihm darüber hadern, daß er noch nicht die Kraft zu einmüthiger Forderung fand. Eine, die rechts und links genügt hätte, wäre zu dünn gewesen. Mit einem Manifest, einem Versprechen, wäre nichts erreicht; nicht einmal mit der allzu märzlichen Bitte, „das Geschehene zu vergessen". Neue Wortkünste? Wir haben an den alten genug. Das Königthum, schrieb Lagarde, „ist zu verschiedenen Zeiten verschieden aufgefaßt worden. Jetzt wird so leicht Niemand mit dem mystischen Unsinn früherer Tage kommen: Alle werden einig darüber sein, daß der König der Vertrauensmann der Nation ist. Ein Königthum deutscher Art ist nur denkbar, wenn des Königs Persönlichkeit des Höchsten ausgebildet und mit allem Reichthum reinen Wollens, fragefähigster Lernbegier, unschwankender Einsicht, der Verantwortung bewußtester Demuth bis an den Rand gefüllt ist. Weh dem Menschen, der jemals den Thron zum Genießen mißbrauchte: verscherztes Vertrauen wird nie zurückgewonnen." Auch unausgesprochene Forderungen können vernehmbar sein. Der Kaiser hatte seit dem neunundzwanzigsten Oktobertag zur Ueberlegung Zeit. Er konnte an den Rand eines Berichtes, der vom Kanzler oder vom Reichstag kam, einen Satz schreiben, wie ihn sein Großvater unter Roons Bericht vom ersten März 1861 geschrieben hatte: „Für Ihren Freimuth ge-

bührt Ihnen mein Dank für ewige Zeiten!" Dann war, ohne Zwang, geleistet, was die Forderung erlangen konnte. Er hats nicht gethan. Er war über die „Schimpferei" der Presse und des Parlamentes empört, überzeugt, daß „sein Volk" anders denke, und fand sich vom Kanzler unzulänglich vertheidigt.

Mehr als den Verzicht auf einen Beschluß, eine dem Kaiser vorzulegende Forderung muß man den Mangel an Detailkenntniß bedauern, den die Verhandlungen enthüllten. Wer die Reden hörte oder las, erfuhr nicht, welche Reichsschädigung vor der Interview von Highcliff dem Reichshaupt nachzuweisen gewesen sei. Wissen die Abgeordneten davon nichts? Oder schweigen sie, weil sie den illuminirten Weg in die Wüste mit Jubelrufen betreten haben? Warum leben einem Volk von sechzig Millionen Menschen, einem starken, fleißigen, ehrlichen Volk, das seit dem Geburtstag seiner Einheit auf der Erde nichts Beträchtliches erobert, nur verlorene Brosamen aufgesammelt hat, nicht überall Freunde? Warum ist es, das keinem Nachbar das Erbe entreißen, keiner Rasse den Bodenraum rauben will, nicht umworben? Dieser Frage war im Reichstag die Antwort zu finden. Die ganze Jammergeschichte dieser zwanzig Jahre zu erzählen, ihres Irrens, ihrer Räusche, ihrer unfruchtbaren Geschäftigkeit, und schlicht und ernst dann auszusprechen, was jedem guten Deutschen längst auf der Lippe liegt: daß niemals noch hochgemuth unternommene Versuche trauriger mißlungen sind als die Wilhelms des Zweiten und daß die Vertrauenssumme, die dem Unbewährten, als dem Enkel des treuen Reichshaushalters, bewilligt ward, bis auf den letzten Heller nun aufgebraucht ist. Schon im Algesirasfrühling fast aufgebraucht war. Wenn sichs nur um Feste, Hofpomp, Rednerei und unbedachte Tischgespräche gehandelt hätte, wäre unsere Lage nicht so unbequem geworden; könnte Deutschland noch einmal vertrauen lernen.

Die Minister des Königs von Preußen, die in die Hauptstadt berufenen Vertreter der Bundesstaaten haben einstimmig den Kaiser getadelt. Der Saal, in dem der Bundesrathsausschuß tagte, hat das Gelöbniß vernommen, die Zerrüttung des Reiches, auch wenn sie von dem unsteten Sinn und der Kurzsicht eines ersten Reichsfürsten drohe, mit aller Kraft abzuwenden. Kanzler, Bundesrath, Reichstag, Preußens Ressortleiter: Alle einig. Die zum Ewigen Bund vereinten Souverains, Beamtenschaft, Heer und Flotte müssen stumm bleiben, so lange es irgend geht. Dürften sie reden: der Rügerchor wäre noch stärker geworden. Ein Minister, Geheimrath, Offizier, Industriedirektor, Geschäftsführer, der so von allen Instanzen verurtheilt würde, müßte vom Platz weichen. Und hier wars ein Kaiser. Dem wurde gesagt: Der Beamte, der das von Dir vor Fremden Gesprochene, von Dir Gelesene und überschwäng-

lich Gelobte nicht vor dem Licht bewahrt hat, ist unfähig, eines wichtigen Amtes Würde weiterzutragen. Dem wurde gerathen, sich schleunig zu ändern.

Le roi s'amuse.

Als der verhängnißvolle Artikel im Daily Telegraph erschienen war, empfahl der Kaiser den Rekruten in zorniger Rede strenge Selbstzucht. Als Deutschland in Scham und Schmerz erbebte, ging er auf die Jagd. Zuerst nach Eckartsau, wo er sich dem Erzherzog Franz Ferdinand als Gast angesagt hatte. Die Frau des Schloßherrn lag, mit schwerer Influenza, in Kindsnöthen. Der Mann mußte ihr, für die er der Hoffnung auf ebenbürtige Nachkommenschaft entsagt hat, fern bleiben und für das Jagd- und Tafelvergnügen des hohen Gastes sorgen. Das Paar lebt einfach, wie andere Edelleute auf dem Land. Nun mußten Automobile herbei (der Kaiser braucht ein Halbdutzend für sich und sein Gefolge); mußte aus dem Waldrevier das Wild zusammengetrieben, das Schloß zu Prunk und Lustbarkeit gerüstet werden. Wir lasen, daß Franz Ferdinand die Flinte nicht in die Hand nahm; daß Wilhelm an einem Tag drei Dutzend Hirsche schoß und in fröhlichster Stimmung war; auch die kleinen Unbequemlichkeiten, die er in dem nicht vom Auge der Herrin bewachten, für so pomphafte Feste nicht eingerichteten Schloß hinnehmen mußte, wurden leider gemeldet. Dann gings nach Donaueschingen zum Fürsten Max Egon von Fürstenberg. Ob der muntere Kavalier sich diesmal eine Wachsnase geklebt hat, die er in der Wärme des Kerzenlichtes langsam abtropfen ließ, erfuhren wir nicht; dieses Kunststückchen soll ihm früher viel Beifall eingebracht haben. Sogar die Zahl der geschossenen Füchse blieb uns verborgen. Mancherlei aber vernahmen wir. Aus Berlin und aus Frankfurt waren Bänkelsänger gerufen worden, die Couplets vortrugen. An den Abenden, wo Europa die Berichte über die Kaiserdebatte des Reichstages las. Die höchsten und hohen Herrschaften amusirten sich königlich (vielleicht auch kaiserlich). In dem selben Blatt der Frankfurter Zeitung standen zwei Depeschen, die einander ergänzen. „Aus Donaueschingen meldet die Badische Presse: Dem Kaiser wurde Dinstag abends gegen neun Uhr der stenographisch aufgenommene Reichstagsbericht durch das Telegraphenamt in Donaueschingen zugestellt. Gegen zwölf Uhr nachts wurde darauf für kaiserliche Depeschen nochmals eine einstündige telegraphische Verbindung hergestellt." Und im Inseratentheil las man: „Frankfurts Uniontheater vor Deutschlands Kaiser! Das Uniontheater wurde vom Fürsten Fürstenberg eingeladen, am Dinstag vor Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser in Donaueschingen eine Separatvorstellung im

Musiksaal des Schlosses zu veranstalten. Wir erhalten darüber heute folgendes Originaltelegramm: ‚Zweistündige Vorstellung im Schloß zu Donaueschingen vor dem Deutschen Kaiser, dem Fürsten Fürstenberg und dem Grafen Zeppelin mit sensationellem Erfolg nachts um halb ein Uhr beendet. Der Kaiser und die hohen Herrschaften applaudirten stürmisch und sprachen in persönlicher Unterredung ihre dankbare Anerkennung für das brillant gewählte Programm und die tadellose Vorführung aus.'" Vorher hatte ein in Berlin sehr bekannter Cabaretier mit zwei Gefährten der Jagdgesellschaft einen frohen Abend bereitet. Geschmackssache. Da an Bord der „Hohenzollern" Matrosenkapellen, vermummte Coupletsänger, Damenkomiker, Salonzauberer, Gedankenleser, sogar Generale als Cancantänzer gern gesehen sind, mag solches Biervergnügen auch an der Donau munden. König Lear und Frau Alwing wären nichts für müde Jäger, die nach des Tages langer Mühe wacker gezecht haben. Nur sollte Einer, den der berliner „Schwarze Kater" und das frankfurter Uniontheater erfreut, modernen Europäern lieber nicht vorschreiben, an welchem Kunstborn sie ihren Durst zu stillen haben. Einerlei. Jagd, Frühstück im Wald, Tafelmusik, Tingeltangel, ausgelassene Heiterkeit: der Kaiser und König wollte keinen Zweifel darüber lassen, daß ihn die im Reichshaus anberaumte Gerichtssitzung nicht bekümmere. Kanzler, Bundesrath, Reichstag, Staatsministerium betrauern des Reiches Noth und fordern den Thronenden auf, das Ansehen der Krone fortan besser zu wahren; das Land bebt in Krämpfen und kann seinen Gram nicht, kann seine Scham nicht länger bergen; aus spöttischem Auge blickt der Fremdling über die Grenze und scheint zu fragen, ob, was er da sieht und hört, sich wirklich im Reich Wilhelms und Bismarcks ereigne. Der Kaiser will der Welt beweisen, daß solches Getriebe ihm nicht eine Abendstunde verdüstert. „Mein Kurs ist der richtige und er wird weitergesteuert." Der Kaiser jagt, schlägt sich, wenn der Bänkelsang einen saftigen Witz bringt, auf den Schenkel und lacht, daß die Scheiben zittern. Der Kaiser ist lustig. Das ist sein Recht. Er ahnt nicht, was draußen wird.

„Die Jagd ist eine der sinnlichen Vergnügungen, die den Leib bewegen und dem Geist nichts sagen. Man verfolgt mit wildem Eifer ein Thier und hat seine grausame Freude daran, es zu töten. Ich weiß, daß große Männer die Jagd leidenschaftlich geliebt haben. Auch sie hatten ihre Fehler und Schwächen: laßt uns, statt sie im Kleinlichen zu kopiren, ihrer Größe nachahmen. Die Jagd, wirft man ein, ist gesund, hilft zu hohen Jahren und ziemt, als ein harmloses Vergnügen, den großen Herren, die dabei ihren Kummer vergessen, ihre Pracht entfalten können und im Frieden das Bild des Krieges er-

blicken. Ich denke gar nicht daran, ein maßvolles Vergnügen zu verdammen; nur vergesse man nicht, daß solche Uebung nur den Zügellosen nöthig ist. Und muß man Alles thun, was ein langes Leben verheißt? Die Mönche leben meist länger als andere Menschen: soll man deshalb Mönch werden? Nicht darauf kommt es an, daß der Mensch bis in Methusalems Alter träge und unfruchtbare Tage hinschleppe; je mehr er sich seinen Gedanken überläßt, desto mehr Gutes und Nützliches wird er leisten, desto reicher wird also sein Leben werden. Von allen Lustbarkeiten ist die Jagd übrigens die für Fürsten ungeeignetste. Ihre Herrlichkeit können sie auf hundert andere, den Bürgern viel nützlichere Arten zeigen; und schädigt die Ueberfülle des Wildes den Landmann, so kann die Pflicht, die Thiere zu töten, bezahlten Jägern überlassen werden. Fürsten dürften eigentlich nur eine Beschäftigung kennen; nur danach trachten, sich zu bilden, Kenntnisse zu sammeln, regiren zu lernen, damit sie ihren Beruf sicher erfassen und in seiner Ausübung konsequent handeln. Um ein großer Heerführer zu werden, braucht man nicht Jäger zu sein. Gustav Adolf, Turenne, Marlborough, Prinz Eugen, denen Keiner den Ruhm geschickter Generale bestreiten kann, waren nicht Jäger; auch von Caesar, Alexander, Scipio überliefert das Buch der Geschichte uns keine Jagdleistung. In der Armee müßte man die Jagd sogar verbieten, weil sie zu Unordnung auf den Märschen verführt. Den Fürsten mag man die Jagd verzeihen, wenn sie diese Vergnügensart selten wählen und nur als Erholung von ihrem ernsten und oft recht traurigen Geschäft betrachten. Ich will kein anständiges Vergnügen verbieten. Aber die Bemühung, gut zu regiren, den Staat zur Blüthe zu bringen, alle Künste zu schützen und zu fördern, ist sicher das größte Vergnügen; und der Fürst ist zu beklagen, der ein anderes braucht." Das sind Sätze aus dem „Antimacchiavell" Fritzens von Preußen. Der, sagt man, kein Ofenhocker, kein schlapper Kerl war.

Wilhelm jagt mehr als seit der Unheilszeit Ludwigs des Sechzehnten wohl je ein Regirender; und eine Jagdart, die in kurzen Stunden Dutzende, Hunderte von Thieren zur Strecke bringt, ist von edlem Waidwerk recht fern. Wer sich das Wild in Rudeln vor die Flinte, die Standgabel hetzen läßt und allen Komfort eines üppigen Hofes in den Wald mitnimmt, braucht weder Ausdauer noch überlegene List. Aus dem Hofbericht müßte festgestellt werden, wie viele Tage im Jahr der Kaiser auf der Jagd verbringt. Er reist und zerstreut sich überhaupt ein Bischen viel. Eduard macht meist Geschäftsreisen, von denen er Etwas heimbringt; geht er an die See oder in die böhmische Quellenstadt, dann lebt er wie ein reicher Privatmann und lernt dabei Leute kennen, die er sonst nicht sieht. Der bewegliche Victor Emanuel macht sich auf seiner Halb-

insel zu schaffen und sucht im Gewühl zu verschwinden. Selbst der alte Franz Joseph lebt in Ischl kaum anders als ein wohlhabender Feldzeugmeister. Nur Wilhelm zieht immer mit dem ganzen Imperatorprunk durch die Welt. Diese Freude wäre ihm zu gönnen, wenn ihr nicht ein höchst gefährlicher Irrthum erwüchse. Wo was zu schauen ist, sammeln sich Gaffer. Wo das Auge sich umsonst sättigt, ist die Hand zum Applaus, die Kehle zum Jubel bereit. Den Wenigen, die ihm vom Unmuth des Volkes zu sprechen wagten, hat der Kaiser lachend geantwortet: „Sie sind wohl nicht von hier? Auf meinen Reisen sehe ich doch, wie das Volk denkt. Zeitungschreiber und Parteibonzen nörgeln. Die Nation jauchzt mir zu." Leider: weil ihr Jubel nicht aus dem Herzen kommt; nur aus heftig erregten Sinnen. Auch dem Perserschah würde zugejauchzt, wenn er in solcher Pracht einherkäme. Die Reizmittel des Caesarismus wecken in jeder Masse die Lust, mit Hand und Mund wenigstens in dem Ausstattungstück mitzuwirken, das da durch die Straßen geführt wird. Werben dem in ewiger Glorie Spazirenden aber nicht haltbare Liebe. Der Kaiser hat sich einst einen „Richter in Empfängen" genannt. Diese Empfänge werden sorgsam inszenirt und oft vorher mit Statisten durchprobirt, bis „Alles klappt". Das Schauspiel ist ohne Eintrittsgeld zu genießen: kein Wunder, daß die Menge herbeiströmt. Nach dem grauen Alltag ein buntes Vergnügen: „Hurra!" Am Abend freut der Kaiser sich dann des Kinematographen, der den Empfangenen und die Empfänger im Bild zeigt. „Wie mein Volk heute wieder gejubelt hat, als es mich sah!" Und ist glücklich. Wenn der Dalailama in der Kutsche, der Afghanenemir auf dem Pferd gesessen hätte, wäre der Jubel vielleicht noch lauter geworden. Was er werth war, könnte Wilhelm jetzt wissen.

Nicht der Jagd nur, den Einzugsfreuden und dem Bänkelvergnügen waren die dunklen Novembertage geweiht. Als am berliner Königsplatz der Reichstag sammelte, ließ das Kommando der Hochseeflotte an alle Gefechtseinheiten eine Verfügung ergehen, die offenbar der kriegsherrlichen Initiative entstammt. Lest sie; und lobet den Herrn, der Alles weislich verfüget.

Kiel, den zehnten November 1908.

Seine Majestät der Kaiser haben befohlen, daß das Hurrarufen innerhalb des einzelnen Schiffes absolut gleichmäßig unter Hochnehmen der Mützen zu erfolgen habe. Beim Paradiren und Hurrarufen ist daher nach folgendem Befehl zu verfahren: Es sind Posten mit Winkflaggen auf beiden Brückennocken, auf der Hütte, am Bug, am Heck und an sonst geeigneten Stellen des Schiffes aufzustellen. Auf das Kommando: „Drei Hurras für ..." werden die Flaggen hochgenommen. Gleichzeitig verläßt die rechte Hand der paradirenden Leute das Geländer und geht an den Mützenrand. Auf das erste Kommando „Hurra" gehen die Winkflaggen nieder, das Hurra wird wiederholt, während die Mützen durch Strecken des rechten Armes unter einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad kurz hochgenommen und, sobald das Hurra verklungen ist, unter Krümmung des Armes

kurz vor die Mitte des Oberkörpers genommen werden. Gleichzeitig gehen die Winkflaggen wieder hoch. Beim zweiten und dritten Hurra wird entsprechend verfahren; nur werden die Mützen nach dem dritten Hurra nicht wieder vor die Mitte des Oberkörpers genommen, sondern kurz aufgesetzt, worauf die rechte Hand wieder auf ihren Platz am Geländer geht.

Bei der bevorstehenden Anwesenheit Seiner Majestät des Kaisers zur Rekrutenvereidigung ist bereits nach diesen Bestimmungen zu verfahren.

J. V.
von Holtzendorff.

Am siebenzehnten November wollte der Kaiser in Kiel die Rekruten vereidigen. Der wichtige Erlaß ward gewiß im Donauschloß besonnen.

Was wir wollen.

„Es ließ mir keine Ruhe: ich mußte reden", schrieb Friedrich Wilhelm der Vierte an Thile. Könnte auch sein Großneffe geschrieben haben. Er muß reden. Und Niemand hat das Recht, ihn zu hindern. Nur: die Nation will für seine Reden nicht länger verantwortlich sein. Für von ihm Gesprochenes und Geschriebenes nicht. Denn sie glaubt nicht, daß der fast Fünfzigjährige sich ändern, „sich Zurückhaltung auferlegen" könne. Als er darum ersucht worden war, kam das Zeppelinspektakulum als Trutzantwort. Wurde der alte Graf vor allem Volk aufgefordert, so rasch wie möglich neue Luftschiffe zu bauen. Warum so rasch? Der Brite fragts; und erwidert selbst: Weil der Kaiser uns an den Inselleib will. Das ist gedruckt worden. Da haben wirs also wieder. Ein Geschäftsmann ruft nicht über den Markt, was er vorhat. Ein Deutscher Kaiser, der die Kriegsschiffe für Meer und Luft nicht schnell genug fertig haben kann, mag tausendmal betheuern, daß er nichts Arges gegen Britanien sinnt: kein Engländer wirds ihm glauben. Das Reichsgeschäft fordert ein politisches Temperament, nicht ein dramatisches. Der Kaiser langt nach der Augenblickswirkung und freut sich, als wäre die Welt eine Schaubühne, an Worteffekten, Gruppenbildern, Abgängen und Aktschlüssen. Wir freuen uns nicht daran; haben für solches Vergnügen höchstens von Acht bis Zehn abends Zeit. Wir wollen die Geschäftsleitung ungeschmälert Politikern gesichert wissen, die über den Augenblick hinaus denken und jedes Thuns, jedes Unterlassens Folge bis ans Ende ermessen. Die sich nicht stets vor dem Photo- oder Kinematographen fühlen. Gründlich vorgebildet sind und alle Stunden des Tages (und, wirds nöthig, auch der Nacht) ihrer Arbeit hingeben. Denn ohne zu arbeiten, von früh bis spät, kann heute selbst ein Genie nicht regiren. Für einen Jupiter, der aus der Wolke hervorblitzt, danken wir. Wollen endlich in gleich starker Rüstung mit den Rivalen um das Lebensrecht kämpfen. Und Leuten, die an die Staatsspitze nicht taugen, nicht auf ewig unlöslich verbunden sein. Uns die Möglichkeit wahren, takt-

lose, ungeschickte oder kompromittirte Menschen wegzujagen. Solche Möglichkeit bleibt nur, wenn diese Menschen nicht im Purpur geboren sind.

Damaskus, Kiautschou, Tanger. Krüger, Stoessel, Witte, Loubet, Goluchowski, Tweedmouth, Hill, Wortley, Hale.. Wer zählt die Völker, nennt die Namen? Wir haben genug. Schon müssen Manuskripte, die Bekenntnisse des Kaisers enthalten, heimlich zurückgekauft werden (und in England liegt noch gefährlicher Sprengstoff in Fülle). Schon müssen wir knirschend hören, wie in Westminster der Premier und die ehrenwerthen Abgeordneten das Reichshaupt in offener Sitzung höhnen. Wir wollen nicht mehr. Wilhelm der Zweite hat bewiesen, daß er zur Erledigung politischer Geschäfte ganz und gar ungeeignet ist; hundertmal bewiesen, daß ihm selbst bei günstigster Marktkonjunktur kein Abschluß gelingt. Er mag viele Fähigkeiten haben; diese fehlt ihm völlig. Und hätte er den Keim in sich, so fände er, der Soldat und Seemann, Theologe und Historiker, Maler und Aesthetiker, Dichter und Komponist, Jäger und Yachtman, Prediger, Maschinentechniker und Regisseur ist, nicht die Muße, die innere Stille, ohne die nichts hienieden zu reifen vermag. L'univers sous lon règne: Das paßte vielleicht in die Tage des Sonnenkönigs. Heute würde durch die Ubiquität eines Herrschers nur Aergerniß gegeben. Wer mag denn immer von Einem hören, in jedem Morgen- und Abendblatt neidisch seines Erlebens Spur finden? Wir wollen auch nicht, daß der Kaiser seine Standarte über die Wälle einer Festung wirft, die für uns werthlos ist und deren Schanzen wir dann doch stürmen müssen, um die Standarte zurückzuholen. Gehts wie bisher weiter, so müssen wir einen Krieg führen, um die verlorene Achtung wieder zu erwerben und uns vom Fluch der Heerdenlächerlichkeit zu lösen. Das wollen wir nicht. Ein langwieriges Schauspiel nur: da wäre der Blutpreis zu hoch.

Der Kaiser ist nicht Monarch. Das Reich ist souverain; nicht der Kaiser. Der darf das Reich nicht ohne die Zustimmung Sachverständiger binden. Und diese Sachverständigen dürfen nicht gezwungen sein, drei Viertel ihrer Kraft immer erst an die Beantwortung der Frage zu verwenden, wie ihr vernünftiges Planen dem Kaiser plausibel zu machen ist. Wir wollen nicht Tag vor Tag in unserem Kulturgefühl gebildeter Europäer durch Rede und Schrift beleidigt sein. Wir wollen Staatsgeheimnisse wahren. Fremden weder schmeicheln noch drohen. Unwahrhaftigkeit, Gaukelspiel, Byzantinerprunk verachten. Wieder bündnißfähig werden. Uns vor Händeln hüten, unvermeidliche aber ohne feiges Zagen ausfechten. Uns nie ohne Deckung zu weit vorwagen, nie aber auch vor einer Gefahr oder einem Bluff zurückweichen. Dieser Wille schon zwingt die alte Reichskraft herbei. Und die alte Achtung kehrt wieder, seit bewiesen ist, daß der Deutsche auch gegen den Kaiser noch zu wollen wagt.

Verse.

Religion.

Laß, in dieser tiefverschwiegnen Nacht,
Mich, erfüllt vom Strom der Ewigkeiten,
Ihres Mantels blumenschwere Pracht
Keusch erzitternd auseinanderbreiten.

Wunder über Wunder löst sich los
Aus dem Band der schwankenden Umhüllung.
Jäh entfluthet dem entblößten Schoß
Dieser Nacht die herrlichste Erfüllung.

Lichtgrün siehst Du junge Wälder stehn
Auf den goldnen Sternen, die erwachen,
Und Du ahnest: Gottes Hände gehn
Durch die Kronen, die Dich überdachen.

Sieh! Dort zieht auf silberbleichem Quell
Deiner Wünsche Bot mit sicherm Kiele,
Ringsum wird die Weite himmlisch hell,
Klar im Lichte grüßen Dich die Ziele.

Was verworren war, wird rein und mild,
Alle Harfen wissen selige Lieder
Und Dir ist, der Gottheit Gnadenbild
Neigt, im Tiefsten Dein, die Lippen nieder.

Kranz der Hände.

Ein scheuer Knabe, durft' ich, tiefstes Wesen
Der einsam dunkeln Seele in den Händen,
Aus ihrer Adern klarem Spiegel lesen.

Aus bleichen, kranken, die wie Seufzer enden,
Aus weichen, schlanken, die wie Fliederblüthen
Wollust und Süße durchs Gemach verschwenden,

Und aus den eisenharten, kraftdurchsprühten
Fäusten, die sich im Schmiedefeuer regen,
Und aus verschlungnen, die der Liebe glühten.

Viel Hände sind auf meinem Haupt gelegen,
Manch' Hände fühlt ich meine Stirn umkrallen.
Ein bleicher Kranz von Fluch, doch auch von Segen.

Ich aber bin so fern von ihnen allen,
So seltsam, märchenselisam fern von ihnen,
Die sich noch immer falten oder ballen,

Und seh dem Reigen zu mit solchen Mienen:
Daß Lust und Haß mir nur ein leises Spiel sind
Und alle Hände allen Händen dienen.

Und weiß zwei Hände, die mein letztes Ziel sind,
Zwei Priesterhände im verhüllten Garten,
Darin die Wipfel von den Winden kühl sind . . .

Und muß nur gehn, zwei Hände zu erwarten.

Nachtwandler.

Leise, leise, traumumfangen,
Tast' ich durch verklärtes Dunkel.
Einer Ahnung süßes Bangen
Füllt mein Herz mit Lichtgefunkel.

Nimmer weiß ich, wie ich schreite,
Und ich lausch' nicht, was ich singe.
Grenzen schweben hin ins Weite,
Schatten reichen sich die Dinge.

Ewig will ich jetzt vergessen,
Daß am Ziel mir Kränze winken;
Wonne, tief und unermessen,
Fühl' ich, schweigend hinzusinken

Aus des Tages Hast und Fülle
Ruft mich kühle Nacht der Geister.
Leben wächst aus Trug und Hülle:
Den es träumt, Das ist sein Meister.

Wien. Hans Müller.

Neue Steuern.

Daß die Sanirung der Reichsfinanzen und die Fortführung der Sozialpolitik nur nach starker Anzapfung des im großen Gebiet der Volkswirthschaft arbeitenden Kapitals möglich sein soll, will den durch neue Steuerprojekte Bedrohten nicht einleuchten. Wer kanns ihnen verdenken? Sie sehen ja, daß der Haß gegen das „mobile Kapital" nicht nur nicht verschwindet, sondern in immer neuen Auflagen erscheint. In der Zeit der römischen Caesaren wurden Sklaven, die dem Herrn werthvolle Dienste geleistet hatten, manchmal getötet, damit sie nicht der Hybris verfielen. Das Kapital ist der moderne Sklave des Fiskus, der auch Caesarengelüste kennt. Nur schlägt er den dienstwilligen Heloten nicht mit einem Streich tot, sondern zehrt ihn allmählich auf. Jeder Tag gebärt jetzt neue Steuerpläne. Und wenn die Erfindungsgabe der Herren Fiskale besteuert werden könnte, wären die Sydow und die Rheinbaben bald geborgen. Mit besonderer Begeisterung wurde die neue preußische Gesellschaftsteuer und die fürs Reich geplante Gas- und Elektrizitätsteuer begrüßt. Die Vorlage des preußischen Finanzministers will Aktiengesellschaften, Berggewerkschaften, Eingetragene Genossenschaften und Konsumvereine auf eine neue Art besteuern. An Argumenten und Gegengründen (diese natürlich nur zum Zweck sofortiger Erledigung) fehlts dem Entwurf nicht; eine geschickte Arbeit, die unter der Leitung eines firmen Steuermannes hergestellt worden ist und wohl ohne ernste Fährniß in den Hafen gelangen wird. Der Börse war die ganze Steuerouverture farcimentum. „Nur keine künstliche Aufregung. Wenn die 2500 Aktiengesellschaften in Preußen bis jetzt 22 Millionen Mark Steuern aufgebracht haben, dann werden sie an 44 Millionen auch nicht zu Grunde gehen." Und die Gas- und Elektrizitätsteuer? „Die ist ja so blödsinnig, daß kein Mensch uns zumuthen kann, an das Blech zu glauben." Schnell fertig ist die Börse mit dem Wort. Aber diesmal wird der bewährte Cynismus kaum helfen. Die Aktiensteuer läßt sich nicht einfach mit der Erklärung abthun, daß die betroffenen Gesellschaften sie „schon aushalten" werden. Das erinnert an die bekannte Geschichte: „Die Stadt ist ruhig; aber die Leute machen Spektakel." Die Aktiengesellschaften werden nicht viel sagen; aber die Aktionäre werden den Mund aufthun. Und da ein Aktienunternehmen noch immer aus einem Konglomerat einzelner Aktien besteht, so wird, wenn die Aktionäre die Konsequenzen aus dem Vorgehen des Fiskus ziehen und ihre Papiere verkaufen, von den Steuerobjekten nicht viel übrig bleiben.

Der Aktionär zahlt Steuer aus seinem Einkommen an Dividenden. Die Aktiengesellschaft als solche muß den Gewinn auch versteuern; und natürlich wirkt die Höhe der Steuer, die vom Ueberschuß abgezogen wird, auf die Dividende. Also haben wir hier eine Doppelbesteuerung der Aktie. Die Aussicht auf die Erhöhung der Privateinkommensteuer bereitet Denen, die im glücklichen oder unglücklichen Besitz von Dividendenpapieren sind, auch nicht gerade Vergnügen. Man sollte glauben, daß die Intimität der Beziehungen des Aktionärs zu seiner Gesellschaft und deren Ueberschüssen nicht bestritten werden könne. Der preußische Finanzminister aber sagt (in der Begründung zu seinem Steuergesetzentwurf): „Bei der Aktiengesellschaft ist der Zusammenhang zwischen dem Aktionär und der Gesellschaft so lose, daß er die Besteuerung der Gesellschaft nicht als eine ihn selbst treffende Belastung empfindet. Die Vorstände der Aktiengesellschaften sind im Allgemeinen be-

strebt, an die Aktionäre in den einzelnen Jahren möglichst gleichmäßige Dividenden zu vertheilen. In der Höhe der Dividende wird daher die durch das Gesellschaftsteuergesetz den Aktiengesellschaften auferlegte, im Verhältniß zum Gewinn nicht beträchtliche Steuermehrleistung überhaupt nicht zum Ausdruck gelangen, so daß die Aktionäre in ihren Bezügen nicht geschmälert werden." Diese Erklärung wird mit der apodiktischen Bestimmtheit des Gesetzesparagraphen abgegeben; vorher war die Thatsache, daß die Gesellschaften mit beschränkter Haftung von der neuen Steuer frei bleiben, mit der fiskalischen Abneigung von einer Doppelbesteuerung begründet worden. Daß die Interpretation des Verhältnisses zwischen Aktionär und Dividende nicht den Reiz der Neuheit habe, wird Niemand so leicht behaupten. Sehen wir zu, was die Praxis dazu sagt. Nach dem geltenden Modus zahlen die Aktiengesellschaften eine Staatseinkommensteuer, die 3 bis 4 Prozent des Reingewinnes beträgt, ohne daß dabei das Verhältniß des Ueberschusses zum Grundkapital berücksichtigt wird. Ob die Gesellschaft, die 100 000 Mark Gewinn zu versteuern hat, diesen Ertrag mit einem Aktienkapital von einer oder von zehn Millionen Mark erzielte, ist einerlei. Der steuerliche Tribut beträgt in beiden Fällen 3000 bis 4000 Mark, obwohl bei dem kleineren Unternehmen der Gewinn 10, bei dem größeren nur 1 Prozent des Grundkapitals ausmacht. Darin lag von vorn herein ein Fehler des alten Systems, der aber auch ohne eine so riesige Mehrbesteuerung, wie der neue Entwurf sie will, beseitigt werden konnte. Künftig wird die Höhe der Steuer nach dem prozentualen Verhältniß von Ueberschuß und Grundkapital abgestuft. Eine Art Dividendensteuer also, mit der Einschränkung, daß der ausgewiesene Reingewinn niemals voll an die Aktionäre vertheilt wird, sondern sich noch allerlei Abzug gefallen lassen muß. So werden die nicht gesetzlichen Rücklagen (Alles, was über das gesetzlich vorgeschriebene Minimum hinaus den Reserven zugewiesen wird) dem Reingewinn entnommen. Die zur Ansammlung von Reservefonds gehäuften Beträge müssen mit versteuert werden. Dieser Zwang wird viele Gesellschaften bestimmen, ihre Reserven weniger reichlich zu bemessen, um die steuerliche Mehrbelastung dadurch, zu Gunsten der (trotz Rheinbaben) auf Dividenden angewiesenen Aktionäre, auszugleichen. Steuerfrei sind die „zulässigen Abschreibungen". Solche und ähnlich unklare Begriffe werden den zur Anwendung und Auslegung der Steuervorschriften eingesetzten Beamten später manche frohe Stunde bereiten. Das Gesetz bietet gleichsam eine Prämie auf niedrige Abschreibungen, denn es bedroht Abschreibungen, die das „gesetzlich zulässige" Maß übersteigen, als „verschleierte wirkliche Vermögensrücklagen", mit der Versteuerung. Zu rieblich Ueber dem neuen Gesetz sollte als Motto der Satz stehen: „Hütet Euch vor Reserven!" Der Steuerfiskal will die Aktiengesellschaften einfach zwingen, ihre Ueberschüsse möglichst ungeschmälert als vertheilbare Gewinne auszuschütten und die bisher geübte Praxis der inneren Gesellschaftfestigung aufzugeben. Ein wundervolles Prinzip, das die ganze „Aktienmoral" über den Haufen wirft. Die Statistik, die dem Verfasser der Steuervorlage zu einem prozentualen Durchschnittsüberschuß von rund 11 Prozent verhilft, kann auf absolute Wahrheit kaum Anspruch erheben, da andere Berechnungen niedrigere Ziffern ergeben haben. Dagegen wird sich nicht viel ausrichten lassen; denn die neuen Steuersätze sind stabilirt und werden mit der fanatischen Begeisterung des heulenden Derwischs vertheidigt werden. Die heute noch übliche „Respektfrist" bis zu $3\frac{1}{2}$ Prozent Dividende fällt künftig weg. Je-

des Gewinnprozentchen muß versteuert werden. Im Durchschnitt übersteigt der neue Steuersatz den alten um mehr als das Doppelte Das läßt sich an jedem beliebigen Beispiel nachweisen. Die Deutsche Bank zahlte für 1907 an Steuern und Abgaben 2 38 Millionen. Bei einem Gewinn von rund 30 Millionen oder 15 Prozent des Aktienkapitals würde die Bank künftig 6,8 Prozent oder 2,04 Millionen Staatssteuer zu entrichten haben. Dazu hundert Prozent Kommunalsteuern und andere Abgaben: macht zusammen mehr als 4 Millionen, also 2 Prozent der Dividende. Nun muß man weiter bedenken, daß die allgemeinen Unkosten von Jahr zu Jahr wachsen; und dann bringe man den Muth auf, zu sagen, die Dividenden der Aktionäre werden durch die „unerhebliche“ steuerliche Mehrbelastung nicht berührt. Bei der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft steigt die Steuer von rund 1 Million auf 2 Millionen (bei dem Ueberschuß von 1906/07) Für die Laurahütte ist der Steuerzuwachs auf beinahe 400 000 Mark veranschlagt worden; statt der 420 000 müssen nun 810 000 Mark (oder 2¼ Prozent des Aktienkapitals) dem Fiskus hingelegt werden. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß die neuen Steuern die Dividenden der preußischen Aktiengesellschaften um etwa 1½ Prozent kürzen müssen. Wer das entstehende Risiko, die Gefahr laxer Bilanzirungsvorschriften, nicht sieht, wills eben nicht sehen. Hinzu kommt die Angst vor überreichlichen Kapitalverwässerungen. Die neue Steuer berechnet sich nach dem prozentualen Verhältniß des Reingewinnes (die Vorlage spricht bald von Ueberschuß, bald von Betriebsgewinn, bald endlich von Reingewinn. Kunterbunt durcheinander Als ob man im preußischen Finanzministerium von den durch das Handelsgesetzbuch eingeführten Bezeichnungen keine Ahnung hätte) zum Aktienkapital Der Höchstsatz von 7,4 Prozent wird bei 18 Prozent Gewinn erreicht. Nun ist die Sache sehr einfach: 180 000 Mark Gewinn machen auf 1 Million Mark Aktienkapital 18 Prozent aus, auf 2 Millionen dagegen nur 9 Prozent. Im ersten Fall beträgt die Steuer 7,4 Prozent, im zweiten Fall nur 5,6 Prozent. Also verdünne man die Aktienkapitalien nach Kräften; das bei der Ausgabe neuer Aktien erzielte Agio braucht ja nicht mit versteuert zu werden. Bei verwässerten Kapitalien hört aber die Stetigkeit der Dividende, die Herr von Rheinbaben als eine unveränderliche Größe zu schätzen scheint, auf. Die Entwerthung der Aktienrente ist vielleicht das bedenklichste Moment der ganzen Steueraktion. Denn eine Verminderung der Dividenden löst natürlich keine Sympathie, sondern nur den Wunsch aus, die Aktien los zu werden. Niemand kann gezwungen werden, seine Papiere zu behalten; also muß es zu Massenverkäufen kommen, die den Kurs herunterdrücken. Da wird man nicht mehr von „buchmäßigen“ Verlusten sprechen, die das Kapital betroffen haben; wer Hunderte von Millionen verloren hat, fühlt den Schaden. Damit bezahlt das in den preußischen Aktiengesellschaften investirte Vermögen der Bevölkerung die vom Fiskus gewünschten 22 Millionen Mark an Mehreinnahmen aus der Gesellschaftsteuer. Lohnt der Aufwand wirklich den Erfolg? Mir scheint, daß gerade Preußen keinen Grund hätte, blind auf die Erlangung neuer Steuern loszugehen. Die Verkürzung des Aktionärgewinnes, die durch das neue Gesetz bewirkt werden muß, rächt sich bei der Einkommensteuer. Wer weiß, welcher Ueberschuß der Regierung schließlich bleibt?

Bei den Gesellschaften, die durch großen Aktienbesitz an anderen Unternehmen dauernd betheiligt sind, wird die Doppelbesteuerung besonders fühlbar. Zunächst wird der Reingewinn der Untergesellschaft versteuert; dann im Ueberschuß der Centrale

noch einmal. Die finanziellen Trustgesellschaften sind von dieser Doppelbelastung mehr als andere bedroht. Die Deutsche Bank besitzt die Aktien ansehnlicher Provinzinstitute (Bergisch-Märkische Bank; Schlesischer Bankverein; Hannoversche Bank). Diese Banken sind nicht völlig in die Deutsche aufgegangen; sie haben sich ihre Selbständigkeit bewahrt und werden also zur Steuer herangezogen. Die Doppelbesteuerung besteht natürlich heute schon und wird nicht erst durch das neue Gesetz geschaffen. Wichtig ist nur, daß die Erhöhung der Steuer Unternehmen, die Interessengemeinschaften mit anderen haben, doppelt trifft. Der Effekt ist eine neue Schmälerung der Dividende; denn die Ueberschüsse aus den dauernden Betheiligungen sind für den Gesammtertrag manchmal recht wichtig. Statt der Betheiligung wird man später vielleicht die Fusion wählen. Und man hat sich doch nicht ohne Grund gescheut, die Amerikanisirung unserer Geschäfte noch weiter zu führen. Die Steuerfurcht verscheucht aber schnell alle Bedenken. Es lebe die Konzentration! Eine vorsichtige Verwaltung wird ihre Ueberschüsse mit allen Mitteln vor der Steuerbehörde zu schützen versuchen. Und Karl Fürstenberg wird das von ihm jüngst prophezeite Ende aller Interessengemeinschaften viel rascher nahen sehen, als es ohne die thätige Mitwirkung des preußischen Finanzministers zu erwarten war. Schon sind den bedrohten preußischen Aktiengesellschaften „Rächer" erstanden. Gewichtige Leute, die zur Schaffung einer Reichsdividendensteuer aufrufen. Die hat natürlich gerade noch gefehlt; und Herr von Rheinbaben sieht nun, wie gefährlich es ist, den Kollegen vom „Reich" zu zeigen, auf welche Art man seine Einnahmen vermehrt.

Auch die Gas- und Elektrizitätsteuer hat der Börse keine Angst gemacht. Entweder, sagt sie, sind die Leiter der Elektrizitätgesellschaften vorher gefragt worden: dann schadet die Steuer nicht; oder sie sind wirklich so entrüstet, wie sie scheinen: dann wird nichts aus der Geschichte. Und eine „Verbrauchssteuer" wird ja doch auf den Konsum abgewälzt. Bleibt die Frage, ob durch die Vertheuerung der beiden nicht nur dem Luxus, sondern zum größten Theil industriellen Zwecken dienenden Licht- und Kraftquellen die Einnahmen der Erzeuger und der Verbraucher sich so ändern können, daß die Entwickelung dadurch gehemmt wird. Diese Frage kann nicht verneint werden. Und manche Gesellschaft, der die erhöhte preußische Aktiensteuer droht, soll nun auch im Reich noch mehr geschröpft werden. Der elektrische Strom ist durch tausend Kanäle in das gewerbliche Leben eingedrungen. Die Uebertragung der elektrischen Kraft von einer Centrale ermöglicht dem kleinsten Betrieb und dem entlegensten Ort die Benutzung der Elektrizität. Im Bergwerkbetrieb, in der chemischen Industrie, bei den Straßen- und Vorortbahnen ist der elektrische Strom das Leben spendende Element. Aber nicht jedes Unternehmen rentirt so, daß es eine starke Vertheuerung seiner Kraftquelle vertragen kann. Man denke, zum Beispiel, an die Straßenbahngesellschaften, von denen manche jetzt schon ihr Kapital unzulänglich verzinsen. Sollen sie den Fahrpreis erhöhen, um die Steuer auf das Publikum abzuwälzen? Die letzte Entscheidung liegt bei den Verbrauchern. Können sie höhere Ausgaben für Gas und Elektrizität tragen: gut; sonst wird der Konsum sich verringern und dann sind die Produzenten die Leidtragenden... All diese Steuerpläne wären mit größerer Gelassenheit hinzunehmen, wenn man sicher sein könnte, daß unserer Wirthschaft herrliche Tage bevorstehen. Wer aber verbürgts? Wenn nicht gute Politik gemacht wird, ist auf gute Geschäfte selbst unter wolkenlos heiterem Himmel nicht zu rechnen. Und auf gute Politik hofft man bei uns kaum noch. Ladon.

❦

An den Kaiser vor zehn Jahren.*)

Eurer Majestät

Gestalt hat in den eben verstrichenen Tagen öfter als sonst noch die Blicke der Bürger auf sich gelenkt. Mit ehrlicher Freude ward es von ernst gestimmten, dem lauten Gassenlärm und der Prunksucht abholden Deutschen begrüßt, als bekannt wurde, der Kaiser habe das seltsame Ansinnen abgelehnt, die kurze, vielfach von schlimmen Irrungen und Wirrungen erfüllte Zeitspanne seiner Regirung durch ein geräuschvolles Fest zu feiern, und schlicht und still nur, als ein fromm gläubiger Christ, der Hoffnung Ausdruck verliehen, Gott, der über diese zehn ersten Jahre hinweggeholfen habe, werde auch weiter helfen. Das klang wohlthuend in das vom steten Festlärm übersättigte Ohr und nährte den tröstenden Glauben, die leidige Lust an Jubelchören, geputzten und erleuchteten Häusern, an Menschenspalieren und buntem Fahnenpomp entstamme einer unterhalb des Thrones gelegenen Region. Dann kam die Kunde,

*) Vor acht Tagen habe ich hier zwei Aufsätze aus dem Jahr 1892 abgedruckt, die beweisen, daß an dieser Stelle früh und deutlich genug gesagt worden ist, was (leider) gesagt werden mußte. Für diese Erinnerung haben freundliche Leser mir gedankt. Heute bringe ich eine andere, die persönlicher scheint. Nur scheint. Der persönliche Anlaß, der mich im Juni 1898 zu dem Brief an den Kaiser bestimmte (die Eröffnung eines Verfahrens wegen Majestätbeleidigung, die in dem Artikel „Pudel-Majestät“ gefunden werden sollte), ist längst verschmerzt. Ich bin damals zu sechs Monaten Festung verurtheilt worden; nicht wegen des zuerst inkriminirten Artikels, in dem das Gericht keine Beleidigung fand, aber wegen eines Satzes (den ich deshalb weglassen mußte) aus dem hier reproduzirten Brief, eines Satzes, der aus dreizehn Wörtern bestand, und wegen einer Fabel, an der heute selbst der hitzigste Prokurator nicht mehr Anstoß nähme. Verschmerzt; nicht leicht freilich. Der Brief lehrt aber, wie damals die Redefreiheit geknebelt war; lehrt einen Zustand erkennen, dem das jetzt von Aller Augen erblickte Unheil entkeimen mußte. Noch ein Anderes lehrt die Rückschau: daß schon damals über die selben Uebel zu klagen war, die uns heute hart drücken. Schon vor zehn Jahren. Und warum wurden sie nicht lauter, nicht nur an einer sichtbaren Stelle beklagt? Warum fanden nicht alle Organe der Oeffentlichen Meinung den Muth zur Wahrhaftigkeit? Der Brief giebt die Antwort: weil nicht Jeder frei vom Joch bourgeoiser Unternehmerbedenken war, denen die Störung der Konjunkturruhe der schrecklichste aller Schrecken schien, nicht Jeder Lust hatte, sich der Schererei eines Strafverfahrens auszusetzen, das, selbst wenn es am Ende ergebnißlos blieb, große Opfer an Zeit, Nervenkraft, Geld forderte. Private Profitsucht und Bequemlichkeit zeugten die Oeffentliche Meinung, die das Volk und den Kaiser trog. In der Zeit, da Deutschlands Bürger ihre äußere Haltung dem Geist der „Woche“ anpaßten, ihre innere Stimmung aus dem „Simplizissimus“ empfingen, in dieser Zeit unwürdiger Schwachheit haben wirs so herrlich weit gebracht, wie nun offenbar ward. 1892, 1898, 1908. Das Heft vom fünfundzwanzigsten Juni 1898 ist kaum noch zu haben; und Einer, der rathen und warnen will, hat das Recht, zu beweisen, daß er die Pflicht nicht versäumt hat.

mehr als zwei Millionen erwachsener, zur Mitwirkung an den Reichsgeschäften nach der Verfassung berufener Männer hätten bei der Wahl ihre Stimme für die internationale, in ihrem besonderen Sinn revolutionäre und nach eigenem Bekenntniß antimonarchische Sozialdemokratie abgegeben; und erschreckt fragte Mancher, wie diese Botschaft wohl auf den Träger der Krone wirken werde, der in den schärfsten und schroffsten Wendungen das Volk so oft zum Kampf wider diese Partei aufrief und nun erleben muß, daß gerade während seiner Regierungzeit die Zahl ihrer Anhänger sich fast verdreifacht hat. Ungefähr um die selbe Stunde erfuhr man, der Monarch habe sich öffentlich zu einem Gefühl „tiefer Achtung vor den exakten Wissenschaften" bekannt; man freute sich dieses modernen Bekenntnisses und glitt gern über die heikle Frage hinweg, ob es an die rechte Stelle gerichtet, ob an dem Begnadeten nicht vielmehr nur die technische Geschicklichkeit und die Gabe, fremde Leistungen sich behend anzueignen und sie Laien elegant vorzuführen, zu rühmen war. Nicht so erfreulich klang das Glaubensbekenntniß, das Eure Majestät vor den versammelten Mitgliedern Ihrer Hoftheater abzulegen für gut hielten. Viele Kunstverständige und künstlerisch Empfindende können die dort ausgesprochene Ansicht nicht theilen, das Theater solle „eine der Waffen des Herrschers" sein und pädagogisch-patriotischen Zwecken dienen; sie können nicht finden, daß die Leistungen der berliner Hofbühnen „in allen Ländern mit Bewunderung" betrachtet werden, sondern fällen gerade über die neusten Leistungen dieser Bühnen ein sehr hartes, ein rückhaltlos verdammendes Urtheil und rathen jedem Ausländer, die deutsche Theaterkunst an anderen Stätten kennen zu lernen; sie sind auch nicht, wie Eure Majestät, der Meinung, daß von „Materialismus und undeutschem Wesen" unserer Bühne heute die schlimmsten Gefahren drohen, sondern sind überzeugt, daß es die Aufgabe des jetzt lebenden Geschlechtes ist, seiner vom Determinismus, von der Entwickelunglehre und allen übrigen Ergebnissen der eben erst von Eurer Majestät gepriesenen exakten Wissenschaften beherrschten Weltanschauung den künstlerischen Ausdruck zu suchen und zu finden; sie glauben, daß die von außen, namentlich von Norden, Osten und Westen, gekommenen Anregungen für das Werden unserer Dichtung von schwer zu überschätzendem Werth gewesen sind und daß es für die deutsche Kunst förderlicher und deshalb auch im höchsten Sinn patriotischer ist, diesen Anregungen großer Europäer zu folgen, als pomphaft aufgeputzten Dilettantendramen, nur weil sie dynastische Legenden lärmend zu kurzem Scheinleben gestalten, die Theaterthüren zu öffnen. Doch da kein Vernünftiger dem Kaiser das Recht zu freister Aussprache der eigenen Mein-

ung bestreiten kann, wurden auch diese fremd klingenden Worte mit der geziemenden Ehrerbietung hingenommen. Aehnlich war das Empfinden, das bald darauf die in Potsdam vor der Front der Leibregimenter gehaltene Rede hervorrief. Die Klage des Sohnes, der den Schmerz über den Verlust des Großvaters und Vaters noch nicht verwunden hat, weckte sympathischen Widerhall und die Klage des Königs, der sich lange verkannt wähnte, überraschte durch einen aus diesem Munde neuen Ton trübsinniger Resignation. Rasch aber meldeten sich doch auch diesmal Bedenken. Hat wirklich nur das Heer zuerst an den dritten Kaiser im Deutschen Reich geglaubt, ist gerade ihm nicht, mehr als irgendeinem anderen deutschen Fürsten, die weit überwiegende Mehrheit des Volkes mit froh liebendem Vertrauen, wie nur je ein Bräutigam der Braut, entgegengekommen? Ist wirklich die Armee „die Hauptstütze des Landes und des Thrones", von dem doch in der Volkshymne gesungen wird, daß ihn auf steiler Höhe nicht Rosse noch Reisige sichern, daß nur des freien Mannes unerzwungene Liebe ihn wirksam zu schützen vermag? Und kann es heutzutage, in der Zeit der allgemeinen Wehrpflicht, überhaupt nützlich sein, das Heer, durch dessen strenge Schule jeder waffenfähige Mann zu gehen hat, als eine in sich abgeschlossene, zu begrenzende Kasteneinheit in einen Gegensatz zu der Masse des Volkes zu bringen? Der Armee hat, wie Eurer Majestät bekannt ist, auch die große Mehrheit der zwei Millionen Männer angehört, die jetzt für die Sozialdemokratie gestimmt haben; auch sie thaten im Waffenrock ihre Pflicht und eigneten sich da den vielleicht wichtigsten Theil der Fähigkeiten an, die sie nun zu brauchbaren Werkzeugen einer antimonarchischen Bewegung machen: den blinden Gehorsam, die straffe Disziplin und die Bescheidenheit, die sich damit begnügt, in einem riesigen Maschinenbetrieb ein kleines, unscheinbares Rädchen zu sein. Wenn die Armee den jungen Kaiser mit getrostem Vertrauen begrüßte, dann kam dieses Vertrauen aus der in stolzer Jugendkraft prangenden Generation, die damals das Heer bildete und heute, obwohl sie zum großen Theil Sozialdemokraten wählt, noch nicht aus dem Heeresverbande geschieden ist. Der Gegensatz, den der Kaiser zu sehen glaubt, ist, so dachte das Volk, in der Wirklichkeit unserer deutschen Zustände, die keine Prätorianer kennt, nicht vorhanden. Und kaum war das Staunen über diese Rede verhallt, da kam auch schon die Nachricht, wieder sei ein Blatt konfiszirt, wieder ein Verfahren wegen Majestätbeleidigung eingeleitet worden. Wie viele Prozesse solcher Art werden wir noch erleben? Wird die Sozialdemokratie nicht triumphirend nächstens die Ziffer veröffentlichen, die mit Majestätprozessen in diesen zehn bangen Jahren erreicht worden ist, und auf ihre Art so das

Jubiläum feiern? So fragte man flüsternd ringsum. Und Die sich das verbotene Blatt, in dem sie Fürchterliches finden zu müssen erwartet hatten, insgeheim noch verschaffen konnten, schüttelten, beinahe enttäuscht, die Köpfe und fragten beängstigt weiter: Ist es möglich, daß in einem modernen Lande Solches geschieht, möglich, daß der Deutsche Kaiser sich durch diesen harmlosen Artikel beleidigt fühlt, der offenbar geschrieben wurde, um einen häßlichen und gefährlichen Verdacht von der Majestät abzulenken? Sollen wir in der Stickluft der Eunuchenpresse den freien, erfrischenden Athemzug mählich verlernen, der das Germanenthum Jahrhunderte lang Kraft schöpfen ließ? Wieder verstand das Volk seinen Kaiser nicht, wieder erwachte, wie so oft schon, seit Eure Majestät dem Vater auf den Thron gefolgt ist, die Sorge, ob nicht binnen kurzer Frist die monarchische Entwickelung uns schwere Krisen heraufführen werde.

Das konfiszirte Blatt ist die „Zukunft", der angeblich das Majestätrecht verletzende Antikel ist von mir geschrieben. Da die Angelegenheit mich also leider sehr persönlich betrifft, bitte ich um die Erlaubniß, zunächst darüber sprechen zu dürfen. Sie*) werden gleich sehen, daß es sich nicht, wie es scheint, um eine persönliche, das öffentliche Interesse nicht berührende Sache, sondern um ein sehr ernstes Symptom handelt.

Als der das erste Jahrzehnt Ihrer Regirung endende Tag nahte, las man in manchen Blättern präludirende Artikel, nach deren Schilderungen im Deutschen Reich Alles über jeden Begriff herrlich bestellt sein müßte. Kein Schatten einer Verstimmung zwischen Kaiser und Volk, keine Spur einer Minderung des deutschen Ansehens in der Welt, — im Gegentheil: ein wundervolles Wachsen, Blühen und Gedeihen unter dem Szepter eines Monarchen, den die große Mehrheit der Nation in überschwänglicher Liebe verehrt und um den ringsum uns alle Völker der bewohnten Erde beneiden. Mir wurden solche Artikel, wurden Gedichte und Anzeigen von Jubiläumswerken, die buchhändlerische Spekulation zu diesem Tage spenden zu sollen glaubte, in ganzen Haufen ins Haus geschickt. Sie ärgerten mich; denn sie widersprachen der Wahrheit, auch der subjektiven, zu der die Verfasser sich unter vier Augen bekennen würden. Soll, so dachte ich, das alte, unwürdige Spiel fortgesetzt, sollen

*) Wenn ich mir im Folgenden gestatte, den Kaiser einfach in der üblichen Pluralform der bürgerlichen Gesellschaft anzureden, so weiß ich, daß diese Form nicht dem Kurialstil entspricht, bemerke aber, für strebsame Staatsanwälte, daß sie in der sogenannten getragenen Rede längst Heimathrecht erworben hat und daß Georg III. von England sich von Junius und selbst der spanische Philipp von Posa so anreden ließen, ohne darob beleidigt oder auch nur verstimmt zu sein.

die unheilvollen Versuche, den Kaiser über die wahre Stimmung zu täuschen, auch bei diesem Anlaß erneuert werden? Das Volk ist mißtrauisch; es kratzt gern, nach neugieriger Kinder Art, von flimmernden Gegenständen den Goldfirniß ab, glaubt gern, daß auch die durch ihre Geburt hoch über die Masse Erhöhten kleiner Menschenschwäche zugänglich sind, und kichert vergnügt, wenn es unter dem Purpur die Fleischfarbe entdeckt. Es will einen Herrn haben, aber dieses Herrn Wesenheit soll sich von der eigenen nicht allzu sehr unterscheiden. Werden ihm nun Schriften gezeigt, die den Monarchen im niedersten Schranzenstil verherrlichen, dann ist es schnell mit der Ansicht bei der Hand, solche Hymnen müßten doch wohl nach dem Geschmack des Besungenen sein. Und diese Meinung muß selbst im Hirn der Verständigen Wurzel schlagen, wenn ihnen geschwätzig erzählt wird, der Gefeierte habe sich „huldvollst zur Entgegennahme" eines Buches „bereit erklärt", in dem er als ein auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung zur Meisterschaft Herangereifter geschildert wird und dessen Absatz die Unternehmer im Prospekt durch die Bemerkung zu mehren suchen, die Liste der Besteller werde Ihrer Majestät der Kaiserin unterbreitet werden, die einen Theil des Ertrages wohlthätigen Werken zuwenden wolle. Ein solcher Prospekt, einer von vielen, wurde mir, mit recht unfreundlichen Glossen eines Vernunftmonarchisten versehen, gesandt und stimmte den Sinn zu allerlei ernsten Gedanken. Es ist nicht möglich, dachte ich, daß der Kaiser an diesen Dingen, die so übel nach Byzanz duften, im Innersten Freude hat, nicht möglich, daß es ihn befriedigen kann, wenn er erfährt, in der Thiergartenstraße, wo man doch keinen Grund hat, sich für den Bau neuer Protestantischer Kirchen besonders zu erwärmen, seien so und so viele Exemplare von Leuten gekauft worden, die ihre Namen vor das Auge seiner Frau bringen möchten, — wie es ihm auch nicht angenehm sein kann, daß auf Plakaten und in Theaternotizen sein hoher Titel zu Reklamezwecken mißbraucht wird. Er läßt wohl, weil er sie nicht hindern kann, den Dingen ihren Lauf, lobt vielleicht auch den Eifer der Unternehmer; aber seiner innersten Neigung entspricht solches Gebahren sicher nicht. In diese Stimmung wehte der Zufall die Erinnerung an Laboulayes reizvolles Märchen vom Prince-Caniche hinein. Das weltberühmte, durch Geist und Grazie entzückende Buch schildert, wie ein edler Fürstensohn allen Versuchen der Byzantiner, ihn zu verblenden und zum Tyrannenwahn zu erziehen, siegreich widersteht, weil die Erfahrungen, die er selbst macht — der Märchendichter läßt sie ihn als Pudel machen —, ihn zu ganz anderer Anschauung und zu weiser Selbstbescheidung führen. Hyazinth hat als fünfzehnjähriger Prinz, dessen Geist eine

schlechte Tradition verwirrte, die eigene Kraft überschätzt, seiner Körperstärke und namentlich seiner Intelligenz zu viel zugetraut, aber er findet sich, als er auf den Thron gelangt ist, bald selbst und wird nicht nur ein guter König, nein: ein Musterbild moderner Monarchentugend. Da hatte ich ja, was ich brauchte, um die auch in loyalen Gemüthern entstandenen Zweifel schnell und hoffentlich für immer zu verscheuchen. Wilhelm der Zweite gleicht, wenn er ihm je glich, nicht mehr dem Prinzen, gleicht, wenn mein Blick nicht trügt, noch nicht dem König Hyazinth: er steht in der Mitte des von jedem temperamentvollen, mit einem reichen Erbe beschenkten Monarchen zu durchmessenden Weges und erst das zweite Regierungjahrzehnt kann über sein Charakterbild volle Klarheit schaffen. Jetzt aber, gerade jetzt, nach dem von der Profitsucht bewirkten Jubiläumslärm und nach den Wahlen, schien mir die Stunde gekommen, wo man andeuten durfte und sollte, wie eine sympathische Monarchenpersönlichkeit das Herandrängen byzantinischer Liebedienerei empfinden muß, wie sie das Maß des eigenen Wesens viel richtiger und viel bescheidener zu bestimmen weiß als der Troß der kleinen Leute, die sie, geschäftig wedelnd, umdienern, weil sie dabei einen fetten Bissen oder mindestens einen Huldbeweis zu erschnappen hoffen. Der in der kleinen Fabel skizzirte König weist allzu hitzige Bewunderer in ihre Schranken zurück und bekennt sich zu Ansichten, die jeden Monarchen zieren müßten. In der Märchenwelt könnte er so sprechen, wie ich ihn sprechen ließ, könnte er auch die Einstampfung von Schriften befehlen, deren Geruch ihm nicht wohlgefällig ist. In der gemeinen Wirklichkeit hat der moderne Monarch diese Macht nicht, spricht er auch wohl vor Privatpersonen aus einer ihm fremden Gesellschaftschicht nicht seine geheimsten Gedanken aus. Ist es aber beleidigend, anzunehmen, daß auch ein moderner Monarch über byzantinische Regungen im Innersten wenigstens so denkt, wie der zum Muth der Wahrheit gereifte König Hyazinth in der Fabel darüber spricht? Ist es eine Verletzung des Majestätrechtes, wenn man dem Volk sagt, es solle den Monarchen nicht für Erscheinungen verantwortlich machen, die er gewiß mit nicht geringerem, vielleicht mit größerem Unwillen sieht, als die Massen selbst sie sehen? Kann es im Jahre 1898 einem Monarchisten im Deutschen Reich verboten sein, in einer kleinen Fabel, deren Held der wärmsten Sympathien würdig ist, zu zeigen, wie eine edle, durch schmerzliche Erfahrung geläuterte Monarchennatur allzu beflissene Verherrlichungen als unerfreulich empfindet, — schon, weil sie fühlt, daß solche unerbetenen Dienste dem Volk ein falsches, gefährliches Bild ihres Wesens geben können?

Diese drei Fragen hat ein von der Staatsanwaltschaft veranlaßter

Amtsgerichtsbeschluß bejaht. Anno 1898. Wer an die neue und neuste Gerichtspraxis nicht gewöhnt ist, wird staunend forschen, wo denn die Beleidigung der Majestät in einem Artikel wohl zu finden sei, in dem der Kaiser nicht mit einer Silbe erwähnt wird und in dem er, wenn sein Wesen wirklich der Pudel-König verkörpern sollte, doch nur in der anmuthigsten Gestalt erschiene. Und der Forscher wird weiter fragen, ob ein Märchen, das in Frankreich vor einunddreißig Jahren, in der schlimmsten Zeit der napoleonischen Büchercensur, in den Tagen des erbitterten Polizeikampfes gegen Rocheforts Lanterne, unbeanstandet blieb, heute im Deutschen Reich den Thatbestand eines Majestätverbrechens enthält, — vielleicht auch, ob nicht viel eher die Annahme beleidigend gewesen wäre, der Kaiser könne mit innerem Behagen auf die üppig ans Licht wuchernden byzantinischen Künste blicken, könne sich freuen, wenn er liest, daß er auf allen Gebieten menschlicher Bethätigung ein Meister ist, könne am Ende gar befriedigt schmunzeln, wenn der von seinem Wink abhängige Theaterintendant ihm ins Gesicht zu sagen wagt: „Nur unter den Augen Eurer Majestät, nur dem weisen Rath, den allzeit das Richtige treffenden Anweisungen, dem hohen und feinen Kunstverständniß, dem umfassenden Wissen Eurer Majestät ist es möglich gewesen, die Königlichen Theater so weit zu bringen, daß ihre Aufführungen, wie ich sagen darf, mit wenigen Ausnahmen wohl jederzeit als Parade- und Festvorstellungen vor Eurer Majestät gegeben werden könnten." Die Annahme, solches Gerede könne den Kaiser erfreuen, würde auch ich heute noch für ungerecht, für beleidigend halten; sie zu entwurzeln, war der Zweck der kleinen Fabel; und kaum Etwas konnte mich mehr überraschen als der Versuch, in ihr eine Kränkung des Kaisers zu finden. Da ich aber recht oft schon das Objekt der vivisektorischen Bemühungen strebsamer Staatsanwälte gewesen bin, habe ich mich in die dunklen Gedankengänge solcher Herren nachgerade hineinfühlen gelernt und kann mir auch jetzt schon ungefähr vorstellen, wie sie ihre übereilte Anklage später begründen werden; bei solchen „Begründungen" wird fast immer ja nach dem Satz Edmonds Schérer verfahren: „Rien n'est plus répandu que la faculté de ne pas voir ce qu'il y a dans un article, et d'y voir ce qui n'y est pas." Ein Herr in der Robe wird sich also am festgesetzten Tage des Termines vom Sitz erheben, das Barett aufstülpen und sprechen: „Der Angeklagte macht geltend, er habe einen der höchsten Sympathie würdigen Monarchen geschildert und ihn Worte sprechen lassen, die jedem Herrscher zur Ehre gereichen müßten. Das ist unbestreitbar richtig, wird auch von der Anklagebehörde natürlich nicht bestritten. Da aber dem Angeklagten bekannt war,

daß unseres Kaisers Majestät nicht so zu reden geruht haben, wie er seinen Fabelkönig reden läßt, wollte er einen Vergleich heraufbeschwören, der die Allerhöchste Person zu verhöhnen und verächtlich zu machen voll und ganz geeignet ist. Er wollte sagen: ‚So müßte ein guter Monarch sprechen, — fragt Euch, Ihr Leser, also selbst, ob Einer, der nicht so spricht, ein guter Monarch sein kann!‘ Der Angeklagte hat demnach die Absicht, des Kaisers Majestät herabzusetzen, in sein Bewußtsein aufgenommen; er hat freilich, aus dem Gefühl einer Vorsicht, die man weniger höflich auch Feigheit nennen könnte, die Folgerungen seinen Lesern überlassen, mindestens aber mit unbestimmtem Dolus gehandelt und deshalb habe ich, im Interesse der durch solches Treiben gefährdeten Rechtsordnung, zu beantragen“ .. und so weiter. Vorher aber wird er sich emsig bemühen, dem Gerichtshof zu beweisen, alles Ungünstige, was über den Prinzenknaben Hyazinth gesagt ist, müsse unbedingt auf den Kaiser bezogen werden, während die überaus günstige Schilderung des Königs Hyazinth für das Urtheil gar nicht in Betracht kommen könne ... Ich will nicht erst fragen, ob solche Gesinnungriecherei, solches Schnüffeln nach Anspielungen überhaupt der Rechtspflege eines modernen Landes würdig ist, nicht prüfen, was mit solchen Waffen gegen Treitschkes Charakteristik Friedrich Wilhelms des Vierten auszurichten gewesen wäre. Aber ist dem begründenden Staatsanwalt der Unterschied zwischen dem Märchenstil und den Lebensformen unserer Alltäglichkeiten denn wirklich unfaßbar? Weiß er nicht, daß in der Märchenwelt, wo Baum und Busch, wo Alles, was kreucht und fleucht, mit menschlicher Stimme und menschlichem Intellekt begabt ist, jedes handelnde oder leidende Wesen aussprechen darf und muß, was es in der Wirklichkeit schweigend fühlen würde? Und hat er nicht einmal bemerkt, daß ich selbst in der Märchenform noch ausdrücklich sagte, der Bericht über die Rede des Königs entstamme wahrscheinlich einem Organ der Umsturzpartei (einer märchenländischen Umsturzpartei, die, nach alter Legendensitte, den König gegen die Kamarilla auszuspielen versucht), während das unter ministerieller Verantwortlichkeit redigirte Regirungblatt keine Silbe davon mittheilte? Mit fast zu derber Deutlichkeit wies diese Bemerkung den Leser doch darauf hin, nicht in offiziellen Berichten etwa das Echo des Empfindens zu suchen, das in der Seele eines Monarchen lebt, und sich durch die Kahlheit solcher Berichte nicht den Glauben an den guten Geschmack eines Regenten rauben zu lassen.... Wenn man den kleinen Artikel so versteht, wie er gedacht ist und von Unbefangenen nur aufgefaßt werden kann, aufgefaßt worden ist: wo bleibt dann die Spur einer beleidigenden Absicht oder Wirkung?

Ich sehe dem Prozeß seelenruhig entgegen. Noch sind wir am Ende doch nicht so weit, daß man im Deutschen Reich Richter finden könnte, denen dieser Artikel hinreichenden Stoff zu einer Verurtheilung böte. Wären wir so weit, dann hätten wir allzu redlich den Hohn des Auslandes verdient, das schon jetzt von dem Khalifat Deutschland sich höhnisch zu raunen erdreistet. Dann wäre der alte Ruhm deutscher Rechtspflege im Fundament erschüttert und Treitschkes wehmüthiges Wort furchtbare Wahrheit geworden, daß eine ernste Publizistik bei uns nicht mehr möglich ist. Dann müßten wir auf gekrummten Knien um gnädige Wiedergewährung der alten Präventivcensur betteln, deren Zustände im Vergleich mit den heutigen paradiesisch zu nennen wären. Aber wir sind nicht so weit, können so weit nicht sein, — und deshalb will ich nicht bärmlich über die neue schwere Schädigung jammern, nicht fragen, ob der Anblick solcher Prozesse die zusammenschrumpfende Schaar der monarchisch Gesinnten mehren und die Fremden lehren kann, wie herrlich unter dem Szepter des dritten Kaisers in Deutschland Wohlfahrt und Freiheit blüht. Eine Enttäuschung ist diesmal selbst dem Pessimisten nicht denkbar; denn das Gericht, das mich verurtheilte, spräche damit ja aus, mein Glaube an den guten Geschmack und den bescheidenen Sinn des Monarchen sei unberechtigt gewesen. Ich werde mir diesen Glauben durch keine Tölpelei des Uebereifers zerstören lassen und nicht wankend werden, wenn zur Abwechselung auch einmal ein juristischer Staatsbeamter das Bedürfniß fühlt, sich im hellsten Licht zu blamiren. Ich werde weiter der Ueberzeugung leben, daß Wilhelm der Zweite so denkt, wie ich Laboulayes Hyazinth sprechen ließ. Und wenn ich offiziell und unzweideutig darüber belehrt werden sollte, daß er wider Erwarten nicht so denkt, dann werde ich mir sagen: Er kennt die Stimmung des Volkes nicht, hält, was künstliche Mache, was der Brunftschrei der nach Gunst oder nach Vortheil gierigen Profitwuth ist, für das Echo der Wahrheit und glaubt, der Volksstimme, mag sie ihn mit der Schmeichelsucht der Liebe auch nach seinem Gefühl überschätzen, den Weg zu seinem Ohr nicht versperren zu dürfen... Und hier wird die scheinbar private zur öffentlichen Angelegenheit; hier mündet die Klage des Einzelnen in die Besorgniß eines großen und wichtigen Theiles der deutschen Volksgemeinschaft.

„Sire", so sprach Junius einst zum dritten Georg, „es ist das Unglück Ihres Lebens und die tiefste Ursache der unheilvollen Erscheinungen, die wir unter Ihrer Regirung erleben mußten, daß Sie die Sprache der Wahrheit nicht hören, sie in den Klagerufen Ihres Volkes nicht belauschen können. Noch sind wir bereit, alle bejammernswerthen Vorgänge zu vergessen und auf das

natürliche Wohlwollen Ihres Wesens die stolzesten Hoffnungen zu setzen. Weit sind wir von dem Gedanken entfernt, Ihre Absicht könne übel, könne auf die Zerstörung der Grundrechte gerichtet sein, auf denen alle bürgerliche und politische Freiheit in Ihrem Lande beruht. Nährten wir einen für Ihr Ansehen als eines gewissenhaften Königs so schimpflichen Verdacht, dann würden wir für unsere Vorstellungen schon längst nicht mehr den Ton demüthiger Klage wählen. Englands Volk hält dem Hause Hannover die Treue, nicht, weil es eine Familie der anderen vorzieht, sondern, weil es überzeugt ist, daß für die Erhaltung seiner bürgerlichen und religiösen Freiheiten die Herrschaft dieser Familie nothwendig war und ist. Ein Fürst, der dem bösen Beispiel der Stuarts folgen wollte, sollte gerade durch dieses Beispiel belehrt und gewarnt werden und, statt sich stolz seines hohen Königstitel zu rühmen, lieber still bei sich bedenken, daß Kronen in Revolutionen nicht nur gewonnen, nein, auch verloren werden können." Die Verhältnisse lagen in mancher Beziehung damals in England anders als heute im Deutschen Reich; und mir fehlt die Kraft, die des Junius Stimme weithin durch die Lande trug. Nicht zum Wortführer der deutschen Nation bin ich berufen, sondern nur, wie ich vor sechs Jahren schon schrieb, zu der Rolle des Knaben, der in Andersens Märchensatire von des Kaisers neuen Kleidern dem von den Schranzen belogenen Monarchen die Wahrheit sagt. Das habe ich, so weit meine Kraft es erlaubte, oft gethan, ganz direkt und unzweideutig, ohne Verhüllung und mit einer Schärfe, die der jetzt inkriminirte Artikel nicht annähernd erreicht. Vielleicht wurde dieser harmlose, nah an allzu zärtliches Vertrauen in die Urtheilsfähigkeit eines persönlich mir doch Unbekannten streifende Artikel auch nur herausgesucht, auf daß man den Richtern vorreden könne, es sei meine Art, Bosheit in die Falten eines Fabelgewandes zu wickeln. Wenn diese freundliche Absicht bestünde, würde sie vereitelt werden. Man greife den schärfsten Artikel heraus, den ich je über ein Wort, eine Handlung Wilhelms des Zweiten geschrieben habe, klage mich als Verfasser dieses Artikels an: und sehe zu, ob selbst in der erregten Rede die gute Absicht so verkannt werden kann, daß eine Verurtheilung möglich wird. Aber man wage wenigstens, diesen Weg offen zu beschreiten. Soll ich schon wiederum vor dem Richter stehen, dann will ich nach meinen ernsten Bemühungen, nicht nach einer im Märchenreich erwachsenen Unbeträchtlichkeit, beurtheilt sein. Im Deutschen Reich ist heute, wie einst im England des Junius, nichts wichtiger als daß an einer Stelle mindestens noch die subjektiver Ueberzeugung entspringende Wahrheit rückhaltlos ausgesprochen wird; vielleicht dringt sie dann doch auf die Höhe des

Thrones. Man kann mir durch fortgesetzte Tracasserien, durch Verbote, Anklagen und Konfiskationen, das Leben völlig verekeln, mich, der gern den Rest seiner Nervenkraft retten möchte, zur Einstellung meiner Thätigkeit zwingen. So lange ich aber noch Athem habe, so lange ich auf diesem Posten nicht von dem besseren Mann, den ich herbeisehne wie den Befreier, abgelöst werde, wird nichts, gar nichts, mich hindern, auszusprechen, was ist. Und wenn der Wunsch, mich ins Gefängniß zu bringen, endlich erfüllt, wenn auch jeder Andere, der noch ein offenes Wort zu sagen wagt, unschädlich gemacht würde: was wäre dann gewonnen? ... Schopenhauer schrieb einmal: „‚Die Wahrheit steckt tief im Brunnen', hat Demokritos gesagt und die Jahrtausende haben es seufzend wiederholt. Aber es ist kein Wunder, wenn man, sobald sie heraus will, ihr auf die Finger schlägt." Mich mag man in täppischem Eifer auf die Finger schlagen, meinetwegen auch auf den Kopf; an mir liegt nichts. Damit man aber sieht, daß mich das Ausholen zum Schlage noch nicht wie einen Jammermann erschlottern läßt, will ich, was mir wahr scheint, wenigstens gründlich sagen, — auf die Gefahr, der Strebsamkeit neues Material zu neuen „Begründungen" zu liefern.'

Sie werden, Herr Kaiser, schmählich seit Jahren belogen. Die Stimmung ist nicht so, wie sie Ihnen geschildert wird, ist vielmehr so, daß die wärmsten Anhänger der Monarchie sie bekümmert, mit wachsender Besorgniß sehen. Ihnen hat man, wie ich annehme, gesagt, zuerst habe die von Friedrichsruh gespeiste Bismarckfronde, dann die Agrarfronde gegen Ihr Ansehen gewühlt; Beider Tücke, so fahren die Tuschler wohl fort, sei siegreich längst durch die Macht Ihrer strahlenden Persönlichkeit überwunden, der sich der Erdkreis in Bewunderung beuge, und nun schalle, außerhalb des Lagers der rothen Rotte, nur eine hell jauchzende Stimme des Jubels über Ihre Reden und Thaten durch das deutsche Land. Als Beweisstücke werden Ihnen dann wahrscheinlich Zeitungausschnitte vorgelegt, aus denen das höchste Lob Ihnen entgegenklingt. Das Alles ist unwahr. Die Jubelartikel werden bei Parteiführern bestellt, denen man ins Ohr flüstert, es sei für die Fraktionzwecke nützlich, den Kaiser bei guter Laune zu erhalten, oder sie entstammen dem Geschäftssinn der Bourgeoisie, die aus Plusmachersucht um jeden Preis die Ruhe bewahrt wissen möchte und erst ungeberdig werden wird, wenn eines häßlichen Tages der kleinste Konflikt die Schachermachei und deren heiligste Güter bedroht. Die Leute, die, weil der Brotherr es heischt, diese Artikel schmieden müssen, glauben kein Wort von Dem, was sie schreiben; sie sitzen, während an Daumen und Zeigefinger noch die Tintenspur klebt, abends im Wirthhaus und erzählen einander

Kaiseranekdoten. Genau das Selbe thun die Offiziere in den Kasinos, die Beamten in den Ministerien und Präsidialbureaux. Die konservativen Abgeordneten, die in dröhnendem Prologpathos ihre monarchische Gesinnung betheuern, haben ihrem Gutsnachbar eben den neusten Hofklatsch über Sie mitgetheilt. Die Herren vom Hofdienst, die Ihnen aufwarten, haben aus dem Simplizissimus oder dem Kladderadatsch in wonnigem Behagen eben eine möglichst gepfefferte Anspielung auf Ihre letzte Soldatenrede geschluckt. Und die Richter, die eben einen Beleidiger der Majestät ins Gefängniß schickten, schlürfen grinsend beim Frühstück den neusten Kaiserwitz ein, der gestern in einer Gesellschaft hoch betitelter Männer von Mund zu Munde ging. Daß solche erbärmliche Heuchelei dem deutschen Boden entkeimen konnte, dünkt Sie undenkbar. Thun Sie den Männern nicht Unrecht, von denen ich sprach! Sie sind Ihnen treu, lieben die Institutionen, deren Vertreter Sie sind, und wären glücklich, wenn sie nie ein unfreundlich kritisirendes Wort über den Monarchen hören müßten. Aber sie hören es überall; denn wo heute zwei Monarchisten, die einander der Denunziantenschmach nicht für fähig halten, beisammen sitzen, da wird dieses Thema berührt; muß es berührt werden, weil fast jeder öffentliche Vorgang, jedes politische, wissenschaftliche oder künstlerische Ereigniß den Betrachter schnell auf Sie und Ihre Stellung zur Sache zurückführt. Wenn alle Leute, die bei solchem Anlaß gegen die strenge Auslegung des Strafgesetzes verstoßen, von Ihren Staatsanwälten der Majestätbeleidigung angeklagt würden, säße bald die ganze Elite des deutschen Volkes hinter Kerkermauern und die Welt würde beklommen dann erkennen, daß Treitschke Recht hatte, als er zu sagen pflegte, jeder ehrliche Royalist sündige heutzutage mindestens einmal in jedem Monat gegen den Majestätparagraphen. Sie dürfen nicht zürnen, wenn von dieser allgemeinen Stimmung nach und nach auch die Männer angesteckt worden sind, die in Ihrem Namen das Recht sprechen, Rekruten drillen und Verfügungen ins Land gehen lassen. Keine Bismarckfronde und keine Agrarfronde hat diese Stimmung erzeugt: eine Reihe unseliger Mißgriffe und Mißverständnisse hat sie geschaffen und Bismarck hat, mit seinem weit vorausschauenden Blick, nur früher als Andere die dräuend heraufziehende Gefahr erkannt. Lassen Sie mich über die Ursachen der monarchischen Krisis heute schweigen. Ich habe sie oft zu schildern, oft die Hindernisse einer Verständigung aus dem Wege zu räumen versucht und es scheint mir nicht geziemend, in direkter Rede jetzt hier früher Gesagtes zu wiederholen und einem Kaiser ins Gesicht vorzurücken, was er nach meiner Ansicht in seinem Wandel etwa

verfehlt haben könnte. Eins nur will und muß ich noch sagen: Die monarchische Mehrheit des Volkes fürchtet, daß die Freiheit Ihres Auges durch eine Binde gehemmt ist, die schlaue Höflingskunst der Liebediener fältelte und schlang, und daß, wenn diese Binde nicht sehr bald entfernt wird, die Möglichkeit harmonischen Zusammenwirkens von Kaiser und Volk rascher und völliger vernichtet werden muß, als Sie in der königlichen Einsamkeit des Hofgetriebes heute noch zu ahnen vermögen.

Das ist meine Wahrheit, ist die Wahrheit, die tausend ernste, ihrem Kaiser treu ergebene Männer täglich ausstöhnen und in deren Dienst auszuharren sie mich in ergreifenden Briefen beschwören. Nicht mir, dem unbequemen Schreiber, sollen Sie glauben. Fragen Sie Ihre Minister, und wenn Die nicht klipp und klar antworten, Ihre greisen, in den Ruhestand verabschiedeten Offiziere. Die werden nicht lügen, werden im Angesicht des Todes nicht die unmännische Sünde auf sich laden, die der alte General Pape vor ein paar Jahren Hochverrath in Reihe und Glied genannt haben soll. Fragen Sie den Fürsten Bismarck, Herrn Bronsart von Schellendorff, Aug in Auge sogar den Freiherrn von Stumm, ob die Stimmung nicht genau so ist, wie ich sie hier geschildert habe, ob nicht die Grundmauern des monarchischen Fühlens sacht schon zu wanken beginnen und nur die Heuchelei noch, der oft verhöhnte Cant, das Dekorum wahrt. Fragen Sie Ihre gekrönten Vettern, die Bundesfürsten, wie es in ihren Staaten aussieht und welche Erwägungen während der letzten Jahre in den zur Reichsgründung opferfroh vereinten Dynastien erwachsen sind. Wer Ihnen die Dinge anders darstellt, lügt in seinen Hals oder hat nie Gelegenheit gehabt, die Verhältnisse in der Nähe zu sehen. Und wenn Sie über Einzelheiten wahrhaftig unterrichtet sein wollen: lassen Sie sich von dem Rektor der Alma Mater erzählen, wie von den berliner akademischen Lehrern Ihr Wort beurtheilt worden ist, Schule, Universität und Theater hätten „Werkzeuge des Monarchen" zu sein; und fragen Sie auf Ehre und Gewissen den Grafen Bolko zu Hochberg, ob er wirklich glaube, Sie seien der Einzige, dessen Leitung und Weisung die Hofbühnen fördern könne. Rufen Sie die bewährtesten Vertreter der exakten Wissenschaften und des Heeres herbei und fordern Sie von ihnen hüllenlose, ungeschminkte Wahrheit. Versammeln Sie die vorragendsten Künstler um Ihren Thron und lassen Sie sie, als wären sie unter sich und unbelauscht, über die Wirkung Ihres Einflusses auf die deutsche Kunstgestaltung sprechen. Wenn sich aus Alledem dann ergiebt, daß ich das reine Bild der Wahrheit wissentlich ent-

stellt, ihre Züge bübisch verzerrt habe, dann wird es Zeit sein, den ungeduldigen Bütteln zu winken... Aber mir bangt — soll der Patriot sagen: leider? — nicht vor dem Nahen solcher Fährlichkeit.

... Zwei Männer, denen Genie und Erfahrung das tiefste Dunkel monarchischen Wesens erhellte, haben über die heute wohl wichtigste Königspflicht gute, einander ergänzende Worte gefunden. Bonaparte sagte: Un roi n'est pas dans la nature; il n'est que dans la civilisation. Il n'en est pas de nu; il ne saurait être qu'habillé. Und Bismarck fügte, ohne vielleicht Napoleons Wort zu kennen, die besser pointirte Lehre hinzu, ein moderner Monarch solle sich so selten wie möglich ohne ministerielle Bekleidungstücke zeigen. Thut er es, wie es sein Recht ist, dennoch, dann darf er sich über die Wirkung solchen Wagemuthes nicht wundern; dann muß er auf seine Rede großmüthig auch die Gegenrede dulden; muß der nackt Einherschreitende gestatten, daß hier und da ein Knabe ihm zuruft: Herr König, Ihr seid ja nackt! Solcher Ruf mag manchem schüchternen Gemüth skandalös scheinen; der Rufer darf sich aber mit Augustinus trösten, der meinte, wenn eine Wahrheit skandalös sei, müsse man, um sie hören zu können, den Skandal eben in den Kauf nehmen. Da sich kein Besserer meldete, habe ich gewagt, die Wahrheit zu sagen, — und das Wagniß dünkt mich, offen gestanden, nicht einmal allzu groß. Die Zeiten sind ja längst vorbei, wo Karl der Zehnte Berryers Bedenken lächelnd mit dem Wort abwehren konnte: „Ich bedarf keiner Erfahrung. Sie halten mein Beginnen für tollkühn; aber Gott steht mir täglich durch Mittheilungen bei, über deren Ursprung ich mich nicht täuschen kann." Die Geschichte der Dynastien hat gelehrt, daß jeder Monarch der Erfahrung bedarf, und der Märchendichter hat gezeigt, wie solche Erfahrung die Befreiung aus dem Bannkreis des Schranzenthumes zu bringen vermag. Wer Laboulayes Pfaden folgte, kann, auch Das lehrt nun die Erfahrung, heute im Deutschen Reich eines Majestätverbrechens angeklagt werden. Aber kann man, Herr Kaiser, einen Monarchen mehr ehren, das feste Vertrauen in seine reine, den edelsten Zielen zugewandte Absicht besser beweisen als dadurch, daß man offen den Glauben bekennt, er wolle die Wahrheit hören?

Daß sie, von keiner Schranke, keiner spanischen Wand, keiner Lakaienkunst gehemmt, Ihr Ohr erreichen möge, wünscht aufrichtig und in Ergebenheit

25. 6. 1898. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von G. Bernstein in Berlin.

Geschäftliche Mitteilungen.

Die Thermosflaschen u. Thermos-Picnics der Thermos-Gesellschaft erfreuen sich immer grösserer Beliebtheit. Mit diesen Gefässen ist es möglich, heiss eingefüllte Flüssigkeiten und Speisen ohne jede weitere Vorbereitung bis 24 Stunden lang heiss, ebenso kalte Getränke und Speisen tagelang kühl zu erhalten. Die bisher unerreichte Isolierung bei den Thermosfabrikaten beruht in der Hauptsache in der Ausnützung der Eigenschaft des luftleeren Raumes (Vacuum), Wärmestrahlen aus dem von der Luftröhre umschlossenen Behälter bezw. in denselben hinein zu verhindern. — Bei Ausflügen und Touren aller Art, ganz besonders auf der Jagd die warm mitgenommenen Speisen und Getränke ebenso warm geniessen zu können, ist der Erfolg, den die Thermosfabrikate ermöglichen. Dieselben Vorzüge der Thermosfabrikate bewähren sich auch im Hause, in der Kinder- und Krankenstube, wie von vielen Autoritäten anerkannt wurde. Auch für den Kaffeetisch wird das Thermosprinzip jetzt von der Thermosgesellschaft nutzbar gemacht. Die Thermos-Kaffee- und Tee-Kannen gereichen in ihrer eleganten Nickelausstattung jedem komfortablen Haushalt zur Zierde; sie machen z. B. das Frühstücken der verschiedenen Familienmitglieder aus derselben Kanne zu verschiedenen Zeiten möglich, ohne das der Kaffee gewärmt schmeckt. **Die Thermosfabrikate stellen das beliebteste u. willkommenste Weihnachtsgeschenk dar.**

Die heutige Nummer enthält eine Empfehlungsanzeige der **Glas-Christbaumschmuck-Fabrik** Thiele & Greiner i. Lauscha (S.-M.) Durch langjährige Lieferung an den kaiserlichen Hof und an die besten Kreise ist genannte Firma bezüglich reeller Lieferung von nur hochfeinem Glas-Christbaumschmuck überall bekannt, wovon sich jedermann selbst überzeugen wird, wenn er sich eine reichsortierte Postkiste genannten Schmuckes senden läßt

Für Inserate verantwortlich: Rob. Bönig. Druck von G. Bernstein in Berlin